

VERBODAZAR.

Illustrirte Damen-Zeitung.

Nr. 4. Monatlich vier Nummern. Berlin, 18. Januar 1892. Vierteljährlich 2 1/2 Mark = 1 1/2 fl. ö. W. 38. Jahrg.

Plein air.

Eine Künstlergeschichte von E. M. Vacano.

(Fortsetzung von S. 15.) Nachdruck verboten.

Aber in diesem Tode, in diesem Gestorbensein lag etwas wie Vampirismus. Man erzählt sich in der Ukraine von Leichnamen, die im Grabe liegen mit offenen Augen, mit geröteten Wangen und die, wenn sie sich zur bestimmten Stunde aus ihrem Grab erheben und durch die Gassen ihres Ortes schreiten mit steifem, puppenartigem Schritt, sehen. Und so sah nun auch Fritz mit glanzlosen Augen um sich. O, wie seltsam, wie fremd, wie rätselhaft, wie unirdisch ihm diese Welt erschien. So müchtern, so grell, so unwahr und doch so wirklich; nicht wegzuleugnen und doch so gespensterhaft; so gekünstelt in Form, Farbe und in der Beleuchtung; wie in elektrischem, weißlichem, totenhaftem Lichte erschien sie ihm. So anfröstelnd. Wie Weltau lag es über allem und jedem, oder wie mit winterlichem Leichentuche bedeckt. Der ganze Sommer um ihn war so grauig grell, ohne wohlthuendes Halbdunkel, ohne einen

Schatten, auf dem das Auge ausruhen konnte: das Leben erschien ihm als das, was die Maler „Plein air“ nennen.

Ja, grellgrüne, grellbestimmte, ungemilderte, grasgrüne, bleichhimmlige Plein air-Malerei war sein Dasein. Freilicht! Und vogelfrei war er selber!

Auch er hatte in jener neuen Plein air-Schule gelernt und hatte Bilder in Plein air-Manier geschaffen in der Kunstschule: alte Schimmel, welche die Kunstschüler als Modell gekauft hatten vom Abdecker, in grasgrüner Landschaft, freilichte, glasklare Wiesen mit ruhenden Herden, durchsichtige, porzellanartige Gebüsche mit aschfahler, glanzloser Menschenstaffage. Aber jetzt, jetzt haßte er diese neue Schule, wenn er an sie dachte; jetzt, in seinem kalten Lebensgrabe, in dem er fröstelnd lag wie ein Scheintoter, empfand er die ganze Schauerlichkeit dieser Manier und sehnte sich nach einem warmen Hauche, nach warmen Lichtern, nach warmem Gefühl, nach dem Halbdunkel milden Leibes, nach dem leuchtenden Glanze der Menschenfreude. Ach, wie jämmerlich erschien ihm diese Plein air-Welt, dieses Plein air-Leben und durch sie jene Schule, die empfindungslos, ohne Pulsion, ohne Weichheit und ohne Milde.

Jetzt, wo er der Kunst verloren war, wußte er erst, wie schön sie ist, in den sanft dunkelnden Interieurs Rembrandts, in dem Farbenzauber Rubens', in den rosigen Himmelslichtern Coreggios, in dem lebenswarmen Reigen Tizians, in den luftdurchwehten Landschaften der Niederländer. Und jetzt, wo er dem menschenwürdigen Leben hatte entsagen müssen, dem Streben und dem Hoffen und dem Lieben, da wußte er erst, wie süß es gewesen war. Was vorbei war, das war vorbei. Doch nur am Tage. Es giebt eine schöne, eine geheimnisvolle Sage von einem Steinbilde, das am Tage weißglänzend und regungslos inmitten eines dunklen Cypressegebüsches stand und aus stummen, kalten Augen in die herrliche sonnendurchwärmte Landschaft hinausblinnte. Wenn aber dann die Nacht kam, die süßdämmerige, und der Mond am wolkenlosen Himmel schwebte, da regte sich das weiße Steinbild in den schwarzen Schatten, zauberisches Leben lief durch die schmiegsam und warm werdenden Glieder, die Augen belebten, die Lippen bewegten, der Busen hob sich, das Herz begann zu schlagen in Freude oder Leid, in Liebe oder Haß, und das Steinbild war und blieb Mensch die Dauer einer kurzen Sommernacht hin-



Bigenerlied. Gemälde von Böhm.

Photographieverlag von Franz Hanfstaengl's Kunstverlag, A.-G. in München.

durch. Diese Sage, bei Friedrich Söld wurde sie zur Wahrheit. Am Tage war er die willenlose Maschine des dummen, brutalen und häßlichen, mißgestalteten Mannes, den die Natur schon als unvoll gezeichnet durch einen kürzeren linken Arm; aber wenn er spät abends heimkam in seine einsame Manufaktur, da wurde aus dem Steinkloß ein lebendes Wesen, aus der willenlosen Maschine ein Mensch. Ermattet sank er manchmal auf sein dürftiges, grobes Lager und schlief den dumpfen, schmerzlosen Schlaf der Betäubung. Aber wenn die Sommernacht so recht herrlich draußen webte und über Dom und Stadt in tausend unsagbaren Lichtern flimmerte, da wich die Müdigkeit von ihm, und sein Geist wachte und breitete seine Flügel aus wie ein gefangener Aar im Käfig, und der Knecht fühlte sich könig, mehr noch, Künstler! Und in solchen Nächten, da schuf er — o Wunder! — ein Bild. Er schuf es wie im Traume. Er schuf es, um sich zu retten vor der Verzweiflung, vor Wahnsinn; er schuf es, wie man weint, wie man aufschreit in Verzweiflung. Woher er sich die Leinwand verschafft hatte? Wer bezahlte es. Und die Farben? Und die Augen, um dergleichen bei einem rotglühenden, flackernden Lämpchen zu schaffen? Wie gesagt, wer weiß das! Man erzählt ja von Nachtwandlern, die an schwindelnd hohen Dachfirsten sichern Trittes dahingehen, an Abgründen vorbei. Vielleicht war es ein Somnambulistismus der Künstlerseele, welcher Fritz Söld dieses geheimnisvoll entstandene Bild ausführen ließ.

Den Pegasus stellte es vor. Nicht den „Pegasus im Joche“, in diesem Motiv wäre ja noch ein Funke von Hoffnung, von möglicher Befreiung gelegen, sondern den altersmüden, zerbläuten, zerhundenden, lahmgewordenen Pegasus, der sich mit zerrupften und geknickten Flügeln dahinschleppend über den pfützendurchfurchten, fetigen Waldweg eines regen-triefenden, nebeldurchzogenen, herblichen Lorbeerhains, dem Ende zu — einen letzten Halt machend an einem zerzausten, in den Rot getretenen Lorbeerkranze.

Und als er dieses Bild vollendet hatte, da verwandte er ein paar sauer ersparte Groschen darauf, sich einen Rahmen zusammenzuzimmern, zu vergolden und das Bild an einen Kunstverein Deutschlands zu versenden.

Von diesem Augenblick an war es, als ob ein Fluch, ein Bann von ihm gewichen sei; er atmete wieder auf, er schaute wieder mit sehenden Augen in die Welt, es war eine Wandlung mit ihm vorgegangen, eine Befreiung, ein Gelingen gleichsam; ein Prozeß war eingetreten, den nur Künstler verstehen können: er hatte sich sein Elend losgemacht!

Er konnte jetzt wieder an Sonntagen spazieren gehen, er sah, wie auch andere Leute lustwandelten im Grün. Er fühlte laue Lüfte um seine Wangen wehen, und ein Hauch von Leben kehrte auf diese bleichen Wangen zurück. Es gab Augenblicke, wo er sich wieder freuen konnte über mildtonige Fernsichten im sonnigen Abendnebel. Und es gab Augenblicke, wo er es für möglich hielt, daß das Glück ihm noch einmal lächeln könne, und wo er fühlte, daß er noch so jung sei. Aber das waren nur Augenblicke. Das Einzige, was bei ihm dem Gefühl von Trost wenigstens nahe kam, war, daß er dann und wann von daheim ein Briefchen bekam mit tröstlichen Worten: daß die geliebte Mutter wohl sei und die gute Schwester auch, und daß sie in dem festen, frohen Wahne lebten, dem Sohne und Bruder gehe es gut, er schaffe mutig und mit Glück in seiner Kunst, finde Gönner und mache Studien. Das log er ihnen nämlich in seinen Briefen vor mit der edlen Unwahrheit der sorgenden Liebe, mit dem echten Mute des Mannes, welcher nicht klagen mag, wo diese Klage Leid verursacht.

Er hatte nun öfter sogar Augenblicke, wo er über seine Vergangenheit, über seine Jugend, über das, was er gewollt und geträumt, lächeln konnte. Mit dem wehmütigen, traurigen Lächeln eines Greises, welcher ein zerbrochenes Spielzeug aus seiner Kindheit wiederfindet in einer vergessenen Ecke seines Elternhauses.

Eines Vormittags lag er in dem Speisesaal des im Bau begriffenen Hotels, dessen „Aus schmückung“ der ehrenwerte Meister Waber übernommen hatte, auf seinem bis dicht an die Decke hinanreichenden Malergerüste auf dem Rücken und pinselte an einem der phantastischen Edmedallions dieses Pfafonds, deren Sujet zwar von Waber angegeben worden war, deren Ausführung aber dem jungen „Anstreicher“ überlassen wurde. „Wein-reben“, hatte der „Arbeitgeber“ gesagt, dazwischen recht viel blaue Trauben und im Hintergrunde ein Wasser mit Schwänen, und zur Ausfüllung ein paar Kinder mit Flügeln, oder „so etwas“.

Wie er nun so auf seinem Gerüste lag in seiner farben-geflackten Bluse, mit dem mörstelgesprenkelten Haare, dem farben-geflackten Gesichte, den farbenzerfressenen Stiefeln und der Papiermütze auf dem Kopfe, und wie er so halb-schlafend „Stim-mungen“ seines Herzens in das Gewirral von Unsinm hinein-zauberte, das von Herrn Waber doch wieder ausgeprochen wurde als unbrauchbare Klexerei, da kam ihm seltsamerweise ein alter, alter, präraphaelitischer, italienischer Maler in den Sinn — Niccolo Ginati — mit seinen wunderbar steifen, fast hölzernen und doch so ergreifenden Figuren, denen man's ansieht, daß nicht die Kunst sie gemalt hat, sondern die Andacht. Wie Weibrauch duftet's aus diesen Bildern — bei ihnen wurde gleichsam der Byzantinismus zum erstenmale durchgeflügelt, aus der Goldblume wurde eine Blüte, und Fritz Söld malte in die Arabeske des Pfafonds einen jener Engel hinein, welche nur Niccolo Ginati zu malen wußte: blaue Finglingsgestalten mit gefalteten Händen, ein phantastisches Wolkengebilde, mit traurigen Gesichtern, wie abgehärmt über das Leid der Mensch-heit. In diesen gefalteten Händen liegt eine unaussprechliche Bitte um Gnade, in diesen kummervollen Zügen ein ewiges, selbstloses Mitleid. Er malte einen echten Ginati-Engel, und er malte zugleich seinen eigenen Schutzengel, der für ihn bitten sollte — für sein zerstörtes Leben, für seinen gemordeten Genius! Er glaubte sich allein. Denn niemand sonst befand sich in dem frischgetünchten Saale. Nur das Mittagssurren der Bienen tönte durch die geöffneten Fenster herein, Fliegen summten an der Decke, im Hofe draußen plätscherte ein Brunnen.

Da sagte plötzlich eine Stimme dicht unterhalb des Ge-rüstes: „Aber Sie sind ja ein Maler?“

3. Kapitel. Desperanza.

Fritz Söld richtet sich auf seinen Ellbogen auf, schob die mörstelsteife Papiermütze zurück und schaute hinab. Er war jetzt ganz wach. Und er sah einen Herrn unten stehen, der unbemerkt durch die offene Thüre eingetreten sein mußte. Es

war ein sehr eleganter Herr. Er hatte deutsch gesprochen, aber in jenem Deutsch der reisenden Engländer, die zu Reisezwecken sich alle Sprachen aus dummen Konversationswörterbüchern eingelehrt haben. Er trug einen eleganten, kleinkarierten, taubengrauen Sommerstaubmantel mit kleinem Pelerinentragen, hatte ein vornehmes, mildes Gesicht mit rötlichem, silber-schillern-dem Spitzbart, schläfrige grüne Augen, welche manchmal einen unheimlich starren Blick annahmen, und war tadellos chauffiert und behandschuht. Und es fehlte ihm weder der Reifstecher am Riemen, noch der Murray in der Rocktasche.

„Ja“, sagte Fritz und legte sich wieder auf den Rücken, um weiter zu arbeiten. „Ich bin ein Maler für Wirtschaftswände. Tüncher nennt man's hier, Mylord.“

„Das ist nicht wahr“, sagte der Engländer bestimmt, fast ärgerlich. „Sie haben hier einen Engel nach einem guten Meister gemalt.“ Das ist ein Engel vom Meister Niccolo Ginati. Sie kennen diesen Maler perfekt. Und Sie selber sind ein Künstler, denn dergleichen will mit Liebe studiert sein. Und man studiert einen alten Präraphaeliten nicht, wenn man nicht bereits Michelangelo, Raphael und Tizian bis in ihre Herz-gedanken innehat. Wie kommen Sie auf dieses Gerüst hinauf? In diesen Mittel? In diese Spelunke?“

Jetzt mußte sich Fritz Söld doch wieder aufrichten auf seinen Ellbogen und hinabsehen auf den wunderlichen Kauz da unten. Aber wie er so hinablickte, kam ihm der Herr wieder gar nicht wunderlich vor, sondern einfach von jener vor-nehmen Distinktion, welche selbst Wunderlichkeiten natürlich erscheinen lassen. Die lustig flatternde Fahne der Neugierde bei dem jungen Maler hing wieder wie eine regen-klafternde Schiffsflagge hernieder, und er sagte gelangweilt, verdrießlich, fast unhöflich: „Wie ich da heraufkomme? Aber einfach über die Leiter.“

„D, Sie sind unartig? Dann sind Sie erst recht ein artiste, un peintre pour de bon! Gesehen Sie doch, wie konnten Sie so tief herabkommen? Sie sind gewiß ein lieber-licher Bursche? D, ich frage nicht aus müßiger Neugierde.“

„Wie ich so tief herabkommen konnte? Du lieber Himmel, wie kommt's, daß man auf holprigem Wege auf die Nase fällt? Lieber wär's mir freilich, wenn ich noch ein Künstler wäre, wenigstens würde nicht der erste beste das Recht zu haben glauben, mit mir ein Gespräch anzuknüpfen, um sich die Lange-weile zu vertreiben, und ich könnte solchen Leuten einfach sagen: „Was geht das Sie an?“ So aber, als einfacher Anstreicher, muß ich mit jedem Touristen, dem die Zeit lang wird, höflich sein, in der Voraussetzung, daß er mir vielleicht ein Glas Wein zahlt.“

„Höflich sein? Ich finde nicht, daß Sie höflich sind.“ „Doch. Ich antworte Ihnen ja. Und gebe Ihnen sogar Bescheid. Wie ich so tief herabkommen konnte? Nun, ich meine im Gegenteil, dieses Gerüst ist ziemlich hoch oben. Und weshalb ich Anstreicherdienste thue? Wahrscheinlich, weil ich nichts anders kann, weil ich zu sonst nichts Talent habe, weil ich ein Stümper geblieben bin, trotzdem ich bei berühmten Professoren gemalt habe; jedenfalls aber, weil ich essen muß — weil ich jeden Morgen, jeden Mittag und jeden Abend Hunger habe und weil man selbst ein trockenes Stück Brot bezahlen muß, wenn man nicht stehlen und nicht betteln will. Nun, zum Stehlen bin ich vielleicht zu ungeschickt und zum Betteln zu — faul.“

„Nein!“ sagte der Engländer mit seltsamem Ernst in seiner sonst so müden Stimme. „Sie stehlen nicht, weil Sie den Namen Ihrer Eltern — möge derselbe lauten, wie immer — zu hochhalten, und Sie betteln nicht, weil man zum Betteln geboren sein muß — gerade so wie zum Malen. Und zum Malen sind Sie geboren. Die Falten an den Kleidern Ginati's haben alle einen ganz eigentümlichen Schatten, nicht wie von Stoffen, sondern einen so durchsichtigen Schatten, wie von steifem, sonnenbeschienenem Papier: und das merkt kein „Stüm-per“ heraus. Und um die Nase, die Augen und den Mund haben alle seine Figuren etwas Sterbendes, jedes seiner Ge-sichter hat das, was man den hippokratischen Zug nennt — das Todeszeichen; jener alte italienische Maler muß ein Mönch gewesen sein; ein Mönch in einem strengen Orden, wo alles sich fastete und geißelte und sich sein eigenes Grab grub; oder in einem Hospital von Unheilbaren, Aussätzigen, Pestkranken. Sogar seine Engel liegen alle in den letzten Zügen. Und dieser Engel hier!“ Der Engländer hielt plötzlich inne, stieß einen Ausruf der Ueberraschung, des ärgerlichen Staunens aus und rief: „Was treiben Sie da?“

Fritz Söld hatte nämlich den Engel mit ein paar raschen Ultramarinstrichen überfetzt, ausgewischt, verschwinden lassen. „Nichts“, sagte dabei der junge Mann gleichgiltig. „Ich habe nur diesen Engel sterben lassen, wie Sie es vorschlugen. Und jetzt giebt's hoffentlich nichts mehr über ihn zu reden. Oder doch?“

„Gewiß. Ich möchte noch mit Ihnen sprechen — wenn Sie erlauben, Herr — Herr?“

„Herr Fritz, Ihnen zu dienen, Mylord — Mylord?“ Der hochmütige, phlegmatische, rüchichtslose Engländer öffnete seine grünen, schläfrigen Augen beinahe zu ihrer natür-lichen Größe. Entweder aus Entrüstung über die Keckheit dieses Anstreichers oder aus Erstaunen. Aber er sagte nur in seiner stolzen, etwas arroganten Weise: „Lord Babel, Herr — Fritz. Wollen Sie mir also das Vergnügen machen, für heute mittag mein Gast zu sein? Im Restaurant zum goldenen Falken. Sie haben noch nicht Essenszeit und müssen schaffen? Nun, ich werde Sie vor dem Hause draußen erwarten.“

Und Fritz hörte, wie sich die Schritte des Engländers wiederhallend aus dem leeren Saale entfernten. Dann hörte er wieder nur mehr das Surren der Brumm-fliegen. Und er malte weiter. Er malte, bis die nächste Turmuhr die Mittagstunde schlug und bis es draußen im Hofe und auf der Straße laut wurde, da die übrigen Bau-leute sich sammelten, um ihr Mittagessen zu sich zu nehmen — gruppenweise, häufchenweise — teils auf dem Bauplatz selber, teils in der nächstgelegenen Arbeiterwirtschaft.

Fritz Söld stieg ebenfalls vom Gerüste herab, vertauschte seine Papiermütze mit einer hohen flechtigen Tuchkappe und ging auf die Straße hinaus. Dort sah er den Engländer ruhig hin und her gehen und wirklich auf ihn warten. Das überraschte ihn doch etwas, trotz seiner Gleichgiltigkeit. „Was kann er von mir wollen?“ fragte er sich. „Und ich bin doch neugierig, ob er, der vornehme Mann sich nicht schämen wird, mit mir, so wie ich bin, über die Straße zu gehen.“

Aber Mr. Babel sagte, als er seiner ansichtig wurde, ruhig: „Ah, da sind Sie ja. Gehen wir!“

„Haben Sie mich wirklich wiedererkannt, unter so viel Arbeitern, die alle gleich lumpig, gleich schmutzig, gleich nachlässig, gleich verschmiert aussehend?“

„Wie sollte ich nicht? Sie haben so hübsche Augen, so Friß. Spanische Augen, ojos adormitos, eigensinnige stolze Augen.“

Ein Gedanke fuhr dem jungen Maler durch den Kopf. Fast mit Abneigung maß er den Engländer neben sich: „Sie interessieren sich also für meine Wenigkeit bloß aus wie sage ich doch? — aus Kaprixe — aus Laune — mes beaux yeux, wie der Franzose sagt?“

„Kann Ihnen das nicht gleichgiltig sein?“ „D ja, wie mir alles gleichgiltig ist! Aber Sie werden erlauben, daß ich nicht mit, sondern hinter Ihnen gehe Mylord. Wir beide zusammen würden doch ein allzu auffallendes Paar abgeben.“

„Wie Sie wollen“, sagte der Engländer, und Fritz folgte ihm, stets einige Schritte Distanz haltend, durch die Gasse zum Restaurant „Zum goldenen Falken“. Und ein so ungleiches Paar sie auch gebildet hätten, so glichen sich dieser junge und dieser ältere Mann doch in einem: in einem unbeugsamen Willen, der eigentlich der schlechtere Teil der Willenskraft — nämlich Troß, Eigensinn, Verstocktheit; bei dem jungen Mann war das ein Unkraut, das aus seinem Glende aufgewachsen war; was es bei dem älteren war, wer konnte das wissen?

Im Restaurant angekommen, begab sich der Engländer, welcher dort wohnte (es war zugleich ein Hotel im Hause) zu dem bekant war, nicht in den Speisesaal, sondern in ein rechte viertes Seitenkabinett und winkte Fritz, ihm zu folgen. Das wurde für zwei Personen gedeckt von einer Kellnerin, welche den schmierigen Arbeiter wohl mit verwunderter Miene musterte. Das Servieren übernahm aber ein steifer, alter, wortkarges wie ein Minister ohne Portefeuille aussehender Privatbedienter Lord Babels, den derselbe mit John anredete und der seinerseits gar nicht zu wundern schien über den seltsamen Ge-leiter, den sein Herr mitgebracht (er mußte wohl an die Unglaublichste gewöhnt sein, was sein Herr ausführte); bediente den Arbeiter so ruhig, als ob derselbe im elegantesten dress wäre.

Nachdem man beim Desserf angelangt war, nach einer ziemlich einflüßigen Mahlzeit, sagte Mylord: „Sie können sich bewegen, Sie sind gut erzogen. Es wird geben.“ Er sah das für sich, wie man sich sagt: „Diese Ware paßt mir, ich werde sie kaufen.“ Nur wurde diese lebendige Ware, die Mylord am Tische sah, rot vor Entrüstung und Empörung der junge Mann fühlte sich erniedrigt, wie noch nie im Leben durch diese arrogante Behandlung. Und von diesem Augen-blicke an haßte Fritz den Lord Babel, so tief, wie ein edler Herz eben haßen kann.

Der Engländer fuhr fort: „Ich will nicht weiter in Sie dringen, mir zu sagen, woher Sie kommen, was Sie lernen wie Sie soinken konnten. Das alles kann mir gleichgiltig sein. Für mich handelt es sich darum, daß Sie Maler sind, daß man Sie bei sich haben kann, ohne sich zu blamieren, und daß Sie perfekte Kenntnis der alten Italiener haben. Es giebt nun wohl viele Maler, welche diese Eigenschaften in sich vereinigen, aber vielleicht keinen, der zufällig zu haben ist, wie Sie. D, lassen Sie mich ausreden! Keine falsche Scham um keine Unwahrheit, wenn ich bitten darf! Es geht Ihnen nicht. Sie sind arm wie eine Kirchenmaus, Sie leiden Hunger Sie haben von nirgend's her Hilfe zu erwarten oder eine Ver-besserung Ihrer Lage, sonst würden Sie kein Tüncher geworden sein. Sie sind das, was die Mexikaner einen Desperado nen-nen, einen verzweifeltten Kerl, das, was die Kalifornier einen Prodigal nennen, einen verlorenen Sohn. „Esperanza!“ steht auf der Flagge der übrigen Menschheit. Auf der Flagge der Verzweifeltten steht das Wort „Desperanza!“ Und Sie sind unter dieser Flagge mit ihrem Boot an ein Riff angefahren auf dem sturmbelegten Meere des Lebens und ringen mit den Wellen. Ich reiche Ihnen die Hand zur Rettung. Sie sind zu kaufen, ich kaufe Sie!“

Fritz wurde wieder tiefrot. Aber wieder bezwang er sich und sagte nur: „Und als was wollen Sie mich kaufen?“

Es lag ein unerträgliches Hochmut in der Art, wie Lord Babel seine gelangweilten Augen wieder ganz öffnete, als wollte er fragen: „Was untersteht sich diese Ware?“ Und er sagte scharf, wegwerfend: „Wenn Sie ein richtiger Desperado sein wollen, muß Ihnen das gleichgiltig sein. Ich kaufe Sie — als mein Spielzeug, wenn Sie wollen.“

„Vielleicht als Ihren Hund?“

„Wenn Sie es so nennen wollen. Wollen Sie also mit mir gehen, ja oder nein? Sie sind hier doch frei, und es ge-nügt eine einfache Mitteilung bei Ihrem jetzigen Herrn, um Sie aller Verpflichtungen zu überheben?“

„Gewiß. Wir Arbeiter haben keine Kontrakte.“

„Gut. Dann reisen wir so bald als möglich weiter. Ich bin nämlich auf einer Reise begriffen.“

„Wohin?“

„Was geht das Sie an?“

„Es ist wahr. Aber dennoch muß ich wieder fragen: als was wollen Sie mich mitnehmen? Soll ich ganz Hund sein Soll ich auf Ihr Gebeiß über den Stock springen oder appor-tieren? Ich muß doch eine Stellung haben, nicht zwischen uns, aber vor den Leuten? Soll ich wirklich als Ihr Neufund-länder mitgehen, oder als Ihr Stiefelputzer, oder als —“

„Vor allem sollen Sie, falls Sie einwilligen, keinen Willen haben und mir unbedingt vertrauen, ohne zu fragen ohne zu zögern. Dafür sollen Sie ein Leben führen, wie ich selber. Sie sollen Geld haben, so viel Sie brauchen Sie sehen, Sie machen keinen schlechten Handel. Hier haben Sie Not, Entbehrung, Erniedrigung; bei mir Wohlleben, Luxus, Reichthum. Die Wahl kann Ihnen nicht schwer wer-den. Schlagen Sie ein? Und als was Sie mitreisen sollen? Warten Sie! . . . Als — ja so wird's am besten sein, als mein Knecht. Ich hatte einen in Ihrem Alter, der ist in Afrika gestorben. Seine Papiere dürften noch da sein. Sie heißen also von jetzt an Fred Osborne, Sir Fred Osborne Davonet. Wir lassen noch in dieser Stunde alle Lieferanten kommen, welche in vierundzwanzig Stunden die Ausstattung eines jungen Gentleman übernehmen können. Morgen soll sich diese Raupe in einen glänzenden Schmetterling verwandelt haben. Und was Sie zu thun haben, will ich Ihnen teilweil sagen. Der Zweck meiner Reise ist: sämtliche Bilder vor-

unfähig wurde, unter so viel...
hmützig, gleich...
übliche Augen, eigen...
durch den...
er neben sich...
igkeit bloß aus...
s Laune — po...
n?“
Aber Sie werden...
unter Ihnen ge...
in allzu auffallend...
ur, und Fritz folg...
durch die Gasse...
nd ein so ungleich...
h dieser junge m...
inem unbeuglamm...
er Willenskraft...
dem jungen Man...
beide aufgewach...
nte das wissen? ...
ich der Engländ...
otel im Hause) m...
dem in ein reie...
zu folgen. Die...
Kellnerin, wels...
er Miene mußten...
alter, wortfarge...
der Privatbedien...
dete und der...
den seltsamen...
fte wohl an...
er ausführte); ...
be im eleganten...
war, nach ein...
„Sie können...
gehen.“ Er sag...
are paßt mir, ...
ge Ware, die m...
und Empörung...
och nie im Lebe...
on diesem Augen...
ief, wie ein edl...
cht weiter in...
was Sie lernte...
mir gleichgültig...
Sie Maler sind...
u blamieren, un...
haben. Es gie...
saften in sich...
u haben ist, m...
alsche Scham un...
geht Ihnen mi...
leiden Hunger...
en oder eine Be...
Lücher geword...
Desperado ne...
Kalifornier eine...
Esperanza! stel...
f der Flagge be...
Und Sie sind...
Niff angefahren...
ringen mit be...
ttung. Sie sind...
bezwang er sic...
ch kaufen?“ ...
ch Art, wie Lor...
ffnete, als woll...
„Und er sagt...
Desperado sein...
ch kaufe Sie — ...
en Sie also mit...
frei, und es ge...
lgen Herrn, un...
rakte.“ ...
lich weiter. Ja...
eder fragen: all...
anz Hund sein...
gen oder appor...
nicht zwischen...
s Ihr Neufund...
der als —“ ...
willigen, keine...
ohne zu fragen...
en führen, wie...
Sie brauchen...
Handel. Hier...
mit Wohlleben...
ht schwer wer...
nitzen sollen...
ten besten sein...
ter, der ist in...
ch da sein. Sie...
Fred Osborne...
alle Lieferante...
die Ausstattung...
Morgen soll sic...
ng verwandelt...
ihnen teilwe...
e Bilder vor

Niccolo Ginati, die sich nicht in Galerien befinden, also nicht unterkäuflich sind, anzulaufen. Solcher Bilder giebt es erwiesenermaßen nur sechs. Fünf davon habe ich bereits aufgestöbert und erworben. Mir fehlt nur noch eines, welches sich in einem Kapuzinerkloster Süditaliens befinden soll. Aber es giebt dort so manches Kapuzinerkloster, und mir ist wohl die Gegend in den Abruzzen bekannt, aber nicht der Name des Klosters. Nun ist aber kein Bild dieses Malers signiert*, seine Manier nähert sich der Manier des Cimabue, sie hat auch einen Anklang an Fra Bartolommeo. Die italienischen Mönche sind alle dumm. Sie wissen nie, von wem die Bilder sind, die sie in ihrer Kirche, in ihren Klostergängen haben, das Hauptaltarbild etwa ausgenommen. In der Sakristei hängen oft Meisterwerke, während Schablonenklageereien aus der Barockzeit in der Kirche angebracht sind. Und jene Meisterwerke sind vom Alter, Kerzendampf, Feuchtigkeit und Moder ganz schwarzgeräuchert. Fragt man sie nach irgend einem unmöglichen Maler, nach einem, der gar nicht existiert hat, dann heißt es: „O, den haben wir!“ Und man weiß uns eine beliebige Schwarte, nur um zu zeigen, daß man etwas von der Kunst versteht. Man ist also bei solchen Forschungen nur auf sich selbst angewiesen. Nun traut man aber sich selber am wenigsten. Und darum müssen Sie mit mir forschen — nach dem Kloster, nach diesem letzten Bilde, welches mir noch fehlt, welches ich noch haben muß — um jeden Preis! Um jeden Preis!“

Fritz schloß die Augen. Er blickte im Geiste auf den Pfad, den er zurückgelegt, auf die Lage, in der er sich befand. Er war in der That ein Desperado. Und er dachte an seine Mutter, an seine Schwester. Er sollte reich sein, er sollte das Geld seines Herrn zur Verfügung haben, er sollte ihnen Geld schicken, sie unterstützen, ihnen helfen können. Das entschied. Seine Kunst hatte ihn darben lassen — der Himmel oder die Hölle boten ihm hier einen Erjak, einen Gelderwerb, eine Rettung. Und er sollte nach Italien, nach Italien, dem Lande der Sehnsucht aller Künstler!

Er erhob sich, es war ihm, als ob ein Schwindel über ihn komme, er streckte dem Engländer seine Hand entgegen und rief hastig, entschlossen, wie man mit geschlossenen Augen in einen Abgrund springt: „Ich will!“

Ein rasch verfliegender Blitz schien im Gesichte Mylords aufzuleuchten. Er ergriff die Hand des Malers, und der Griff dieser Hand war eisig und eiserne, wie der Griff des Steinbildes im Don Juan. „Abgemacht!“ sagte er.

Dann drückte er auf die Klingel, die auf dem Tische stand, und wandte sich an den alten Bedienten, welcher unverzüglich an der Thüre erschien: „Joh, führen Sie diesen Herrn, meinen Knecht, Sir Fred Osborne, Baronet, in meine Zimmer.“

4. Kapitel. Landschaft mit Staffage.

Ein heißer, glühender Mittag in den Abruzzen. Hochland- und Tiefland-Charakter zugleich. Himmelshohe Felsen, die in einen meerblauen, unergründlichen, tiefen Himmel hineinragen. Hier und da hängen weißglänzende Niesenvogelnester an den Steinwänden, weit droben in schwindelnder Höhe. Aber wenn man genauer hinsieht, sind diese Vogelnester eigentlich Menschennester — kleine Dorfchaften, von denen man nicht begreifen kann, wie da die Menschen hinauf- und hinabkommen können. Dazwischen wieder ganze Felskolonien in der Tiefe, mit förmlichen Straßen und Plätzen. Dann wieder schattige Wälder, so schattig, daß man selbst am hellen Mittag unter dem laubverfünten niedrigen Gezweige sozusagen die Hand nicht vor den Augen sieht. Dazwischen hinein wieder tafelflatte grüne Flächen mit weißen, handartigen, gewundenen Fahrstraßen. Auf einer dieser Straßen zwischen dem gran Sasso d'Italia und dem Monte Velino fährt ein bequemer Reitwagen dahin. Auf dem Kutschbock ein echter italienischer Betturino in theatralischer Postillonsuniform, welcher mit seinen Pferden (einem Paar niederer, breiter, struppiger Abruzzianer Bräunen mit knochigen plumpen Fesseln und einem weißen Fleck an der Nase) ganze Zwiegespräche hält, bald fluchend und drohend in höchster rabbia, bald schmeichelnd und zärtlich, fast kriechend und demütig. Neben dem Betturino ein kleiner, brauner, zerklümpert Junge in einer Bodsfellweste, den der Postillon irgendwo aufgegabelt hat, mit der Ausrede, daß er denselben zum Pferdehalten brauche. Auf dem Bedientensitz hinten Joh, der alte Kammerdiener, in leberfarbiger Livree, den tabellosen Cylinderhut mit der Goldborste und Kokarde tief in die Stirn gezogen, den grauen Minister-Kotelettbart auf seine Brust herabgehängt, im Halbchlummer dastehend, aber mit halbgeschlossenen Augen wie ein Hase, der stets auf dem Sprünge steht. Joh ist das Muster eines alten Familiendiener, seinem Herrn treu ergeben, wie er schon dessen Vater treu ergeben gewesen war, als er den jungen Lord auf seinen Armen wiegte.

Im Wagen selber Mylord und Sir Osborne, Baronet;

einander gegenüber. Beide in leichte, graue Staubmäntel gekleidet, mit blauen Schleiern auf den Reifelnappen von lichtem Tuche. Mylord gelangweilt und stolz wie immer. Er ist so gelangweilt, daß er nicht einmal die Energie hat, zu schlummern. Fritz apathisch wie immer; die wechselnden Scenerien nicht betrachtend mit seinen gleichgültigen Augen, sondern sie an sich vorüberziehen lassend, wie eine Wanddecoration. Und wie Wandelbilder wechseln auch die Gegenden in den Abruzzen. Sie sind nicht so sanft malerisch wie im Kirchenstaat, an den sie grenzen, sondern wilder, lauter gleichsam. Die Farben sind hier alle schärfer, brutaler sozusagen; es ist auch nicht so grauig, wie in der Terra di Lavoro in dieser Gegend. Gegen das Meer hin fällt sie ab wie ein Steinbruch, steil und runzelig, mit Schluchten voll reizender Gebirgswasser. Die Höhen, die manchmal aufstachen, sind nicht kahl wie die der euganäischen Hügel, sondern mit dichten, dunkelgrünen Wäldern bedeckt. Die Nußbäume, die ganze Aellen am Wege bilden, sind braungrün, und ihre Blätter senden einen leisen Duft aus, wie Drangenknochen. Manchmal kommen Landschaften, wellig wie eine verfeinerte See. Dann und wann taucht eine trockige, plumpe Felsung auf, wie ein wildes, reißendes Tier, das regungslos daliegt, zum jähen Sprung bereit.

Hoch oben in den Felsenestern sind am Tage fast nur Weiber daheim, denn die Männer sind Räuber und „auf Verdienst“ aus. Es herrscht ein unruhiges, zankfüchtiges Leben in diesen Kolonien von Strohwitwen. Manchmal ist ein ganzes solches Nest vereinsamt und verlassen, als habe darinnen die Pest gehaust; denn die ganze männliche Einwohnerschaft liegt in der Kreisstadt drüben im Gefängnis, und die Weiber mit den Kindern auf den Armen streifen um dieses Gefängnis herum, mit düstern, angstvollen und doch entschlossenen Blicken, spähend wie sie dem Gatten oder Vater eine Feile, eine Waffe hineinschmuggeln, oder wie sie einen Wachposten bestechen könnten. In den Dorfchaften im Thale oder vielmehr in der Schlucht unten herrscht dagegen tiefer Frieden.

(Fortsetzung folgt.)

Alte Lieder.

Gern lausch' ich jetzt den Weisen,
Die ich vor Jahren sang,
Die Seele folgt dem leisen
Erim'rungsvollen Klang.
Ach, lange, lang' ertrag ich kaum
Die holden Melodien —
Heut laß' ich sie in wachem Traum
An mir vorüberziehen.

Die Stimme war gebrochen,
Gebrochen war der Mut,
Gehemmt des Herzens Pochen,
Verjandet jede Flut.
Nichts trifft so jäh, nichts gleicht so schrill
Nestprungnen Harfenzaiten,
Als wenn das Herz verzagen will,
Musik aus lichten Zeiten!

Doch heute klingen wieder
In sanftem, reinem Ton
Die alten lieben Lieder
Aus Zeiten, längst entsloh'n.
Das Leben trägt mich wunderbar
Auf klaren, leisen Wogen,
Still ist, was je es gab und nahm,
Ins ew'ge Meer gezogen.

Amélie Godin.

Was soll aus unseren Töchtern werden?

Nachdruck verboten.

Im Hause des Professors Wittrich herrscht heute große Verstimmung. Die Post hat die Anzeige von der Verlobung einer Freundin der Töchter gebracht, und ein solches Ereignis verursacht immer recht schlechtes Wetter bei der Frau Professorin. Das Barometer ist heute glücklicherweise nicht bis auf Sturm gesunken, denn der Verlobte ist wenigstens keiner von denjenigen jungen Leuten, die sie für ihre eigenen Töchter in Rechnung gestellt hat; er ist ein ihr Unbekannter, muß von außerhalb importiert sein. Aber trotzdem ist die Thatsache verdräulich genug. Warum in aller Welt verloben sich die Bekannten ihrer Töchter rechts und links, und ihrem Hause geht der so sehnlichst erwartete Freier immer noch vorüber?

Sind ihre Töchter nicht hübsch und ansehnlich? Haben sie nicht gesellschaftliche Talente? Weißten sie nicht auch wirtschaftliche und häusliche Tugenden, und ist sie nicht allezeit bemüht gewesen, das alles ins beste Licht zu setzen? Sie hat die Mädchen stets sehr gut gekleidet, hat mit ihnen Bälle, Konzerte, Promenaden und Eisbahn besucht; ist jeden Sommer mit ihnen gereist und hat darum manchen Strauß mit ihrem Gatten auszufechten gehabt, der sich recht entschieden, aber freilich immer vergeblich, gegen die Angriffe auf seine Kaffe gewehrt und beteuert hat, daß sie denselben keineswegs gewachsen sei. Letzteres brauche er ihr gar nicht zu sagen, das wußte sie selbst ja am besten, aber sie hatte ihm sonnenklar bewiesen, daß es sich hier um eine Kapitalanlage handle, die reichlich Zinsen tragen müsse. Seufzend hatte er sich gefügt. Das kleine Vermögen, das sie besaßen, war durch die Ausgaben, welche jedes Jahr die Einnahmen übertrugen, aufgebraucht worden, und doch hatte man sich im Innern des Hauses auf das äußerste beschränkt, hatte gepart und gespart, hatte genäht, gewendet, aufgeschüchelt, geschneidert, um nur den Schein des Wohlstandes aufrecht zu erhalten.

Und alles vergeblich! Fünf Töchter und noch für keine einzige eine Aussicht auf Versorgung. Erna, die älteste, ist bereits in dem Alter, wo die Hoffnung auf eine Heirat selbst bei Sanguinikern zu schwinden pflegt, und Illi, die jüngste, ist letzte Ostern aus der Schule gekommen, also jetzt auch gesellschafts- und heiratsfähig. Was mit den fünf Töchtern im Hause anfangen, da sie im Grunde selbst noch rüstig und schaffensfreudig genug ist, um ihren Haushalt allein zu besorgen? Hatte sie es am Ende doch machen sollen wie Dr. Wetzkers? Da hatte

Amalie das Lehrerinnenexamen gemacht, unterrichtete jetzt bereits an einer städtischen Schule und fand doch noch Zeit, der Mutter im Haushalt zu helfen und die Schularbeiten der jüngeren Brüder zu beaufsichtigen. Antonie hatte eine einträgliche Stelle bei der Redaktion einer Modezeitung und Luise, die zum Entsetzen der Bekannten eine Handlungsschule besucht hatte und dann in einem Geschäft thätig gewesen war, hatte sich sogar mit einem angesehenen Kaufmann verheiratet, und es ging ihr jetzt recht gut.

Sie hatte das nicht gewollt und ihr Gatte auch nicht. Sie mochten von den neumodischen Emanzipationsbestrebungen nichts wissen. Nach ihrer Ansicht hatten die Töchter „guter“ Familien im Elternhause zu bleiben, sich da nützlich zu machen und zu warten, bis der Mann kam, welcher sie von dort in sein eigenes Haus führte und dem Vater die Sorge für sie abnahm. Daß das nun gar nicht so kommen wollte, war wahrlich nicht ihre Schuld, sie hatte das Ihrige gethan, und daß sie den Kindern keine Reichthümer mitgeben konnte, daran konnte es auch nicht liegen, es heirateten doch eine Menge Mädchen, die auch nicht mehr hatten und bei denen man noch nicht einmal so viel vermuten konnte, wie bei den ihrigen. Aber die Mädchen selbst bewirkten, daß alle ihre Mühe und Sorge, alle ihre Opfer und Berechnungen ohne Ergebnis blieben. Erna hätte ja schon längst gut verheiratet sein können, wenn sie nicht thörichterweise den Direktor Biermann abgewiesen hätte, nur weil er ein Studiengenosse ihres Vaters, noch ein paar Jahre älter als dieser und, wie sie sagte, ein verknocheter alter Junggeselle war. Als ob es nicht in ihrer Hand gelegen hätte, ihn anzunehmen! Bertha hatte eine so dumme Art, sich immer solchen Männern zuzuwenden, die ihr nichts nützen konnten, und dafür andere, bei denen man „reelle Absichten“ vermuten konnte, vor den Kopf zu stoßen, und Fanny war im Gegentheil zu entgegenkommend, da merkte man die Absicht und wurde verstimmt. Von Meta war nun erst gar nicht zu reden. Die hielt sich schlecht, wußte nichts aus sich zu machen, sah im besten Anzug unvorteilhaft aus und hatte so überspannte Ideen! Ach, es war ein Glend!

Und dem Gefühle dieses Glends gab sie nun am heutigen Morgen wieder einen sehr bedröckten Ausdruck. Sämtlichen Töchtern wurde ihr Sündenregister vorgehalten, und sämtliche Töchter verteidigten sich dagegen, die eine trotzig, die andere weinend, die dritte höhnisch, die vierte heftig, alle aber wenig ehrerbietig, denn die Wiederholung solcher Ausritte, noch mehr aber die ganze auf den Schein berechnete Erziehungsweise der Mutter, die Lehren, die sie für den Männerfang gab, und das Hinausführen der Töchter auf den Heiratsmarkt hatte die Achtung für sie untergraben und die Liebe beeinträchtigt.

Nur eine hatte dem Auftritt schweigend beigezogen: Illi, die jüngste Tochter. Der Streit ging sie noch nichts an, und doch recht viel; sie zog, klug wie sie war, eine Lehre daraus. Geise schlich sie davon und suchte ihren Vater in seiner Studierstube auf. Nach einer halben Stunde rief der Professor seine Frau zu sich und eröffnete ihr, er habe soeben Illi die Erlaubnis gegeben, das Seminar für Kindergärtnerinnen zu besuchen.

Die Frau Professor schlug erschrocken die Hände zusammen. „Aber Mann, wie kannst du! Das darf nicht sein. Das gebe ich nicht zu!“

„Ich habe es Illi versprochen,“ erwiderte er, und ein Ausdruck in seinem sonst so gutmütigen Gesichte belehrte sie darüber, daß gegen seinen Entschluß nicht anzukämpfen sei; kleinlaut sagte sie: „Gerade Illi, die hübscheste, die begabteste von allen; auf sie habe ich noch meine ganze Hoffnung gesetzt!“

„Ich auch,“ antwortete der Professor, „und darum soll sie ihren eigenen Weg gehen, d. h. denjenigen, den sie für den zu ihrem Glück führenden hält. Sieh, Eulalia,“ fuhr er fort und ergriff begütigend ihre Hand, „ich möchte dir nicht wehe thun, aber ich fürchte, wir haben bei der Erziehung unserer Töchter einen verhängnisvollen Fehler begangen. Wir hätten sie nicht bloß im Hinblick auf die Ehe erziehen sollen.“

„Das ist die Bestimmung des Weibes,“ schaltete sie ein. „Sedenfalls sollte man den Mädchen nicht die Ehe als den einzigen Zweck ihres Daseins hinstellen, sollte sie so bilden und erziehen, daß sie sich nicht überflüssig und unglücklich fühlen, wenn sich keine passende Heirat für sie findet, und sollte sie in einer solchen nicht vor allen Dingen die Versorgung erblicken lassen.“

„Woher ist dir denn plötzlich diese Weisheit gekommen?“ fragte sie mit einem nervösen Aufschauen.

„In mancher sorgenvoll durchwachten Nacht; durch die pekuniären Verlegenheiten, welche mich als eine Folge unseres unrichtigen Verfahrens heimlichen; endlich aber durch einen Mahner, der mir seeben in der Gestalt unseres jüngsten Kindes gegenübergetreten ist. Never to late to mend, sagt der Engländer; wir wollen gut machen, soweit wir können.“

Illi Wittrich besuchte das Kindergärtnerinnenseminar und ist jetzt Vorsteherin eines mit einem Seminar verbundenen großen Kindergartens; sie gedenkt diese Thätigkeit auch beizubehalten, wenn sie sich demnächst mit dem Oberlehrer Dr. Müller vermählt haben wird. Ihr Vorgang ist von sehr guter Einwirkung auf ihre Schwestern geworden. Erna hat kurz nachdem die Schwester in das Seminar getreten, im Hause eines wohlhabenden Wittvers die Leitung des Haushaltes und die Erziehung der Kinder übernommen und ist nach Jahresfrist die liebende und geliebte Gattin des Mannes geworden, der ihre vorzüglichen Eigenschaften schätzen gelernt. Bertha, die immer viel Geschick und Geschmack für kunstvolle Handarbeiten besaßen, hat ein Tapissiergeschäft etabliert, das sich einer ausgedehnten, feinen Kundschaft erfreut und in welchem auch Fanny sich sehr nützlich macht, die noch kaufmännisches Rechnen, Korrespondenz und Buchführung erlernt hat. Meta aber, die so gar nichts aus sich zu machen wußte, hat vielleicht eben deshalb und weil gar nichts dafür geschah, einen Gatten gefunden, mit dem sie zwar in bescheidenen Verhältnissen lebt, aber sehr glücklich ist.

Der Professor jount sich im Glück seiner Kinder; die Frau Professor ist auch wohl zufrieden, manchmal schittelt sie aber den Kopf und denkt im stillen, sie könnten doch vielleicht noch besser versorgt sein, hätte sie mehr Glück gehabt und hätte man ihre Lehren und Ratschläge besser befolgt. Sie hat auch schon versucht, die mit drei Töchtern gesegnete Meta dafür zu gewinnen; es ist aber nichts mit ihr anzufangen; also muß es denn auch so gut sein.

Und es ist gut.

f. Arnefeld.

* Ein Bild ausgenommen, welches die Legende trägt: „Hopus Nicolai sui Ginati.“

Blaublut.

Aus den Memoiren eines Seidenpüschers.
Von Olga Wohlbrück.

Nachdruck verboten

Die Stätte meiner Geburt war ein prächtiges, altes Ahnenschloß. Meine Mutter war schon längst über die Blüte der Jugend hinaus, aber sie erzeigte durch eine gewisse vornehme Stärke, was ihr an zierlicher Behendigkeit abging. Meinen Vater habe ich nie gekannt, aber meine Mutter sagte, er wäre von reinster Rasse gewesen, „ein echter Aristokrat“ — dies war das höchste Lob, das sie jemandem spenden konnte.

Für mich und meine Zwillingsgeschwister hegte sie eine ihrem Stande angemessene vornehm-reverbierte Liebe. Sie gestattete wohl, daß wir mit ihr spielten und sie an ihrem langen seidigweichen Haar zupften, aber sie selbst ließ sich nicht aus ihrer Ruhe bringen; auch von ihren übrigen vier Kindern, die ihr ein grausames Geschick fast augenblicklich nach der Geburt geraubt, sprach sie mit einem Gleichmut, der fast an Gefühlosigkeit gemahnte. Ich, als das jüngste meiner Geschwister, hatte eine feine Anlage zur Sentimentalität, und diese war meiner Mutter im höchsten Grade verhaßt.

Schon vom zartesten Alter an suchte sie uns ihre aristokratischen Gewohnheiten und Liebhabereien anzuerziehen und uns eine gründliche Verachtung vor dem Pöbel einzuimpfen. Um neun Uhr morgens brachte uns gewöhnlich ein feiner Herr in schwarzen Kniehosen und ausgeschnittenen Lackschuhen eine Schüssel warmer, gezuckerter Milch mit eingeweichtem Weißbrot. Allmählich gewöhnte ich mich, in kindischem Uebermut ihm entgegenzulaufen und ihn freundlich mit dem Schweiße wehend zu begrüßen. Meine Mutter fand jedoch dieses Benehmen „unpassend“; ich sollte doch nicht vergessen, daß ich nur einen Diener vor mir hätte, und meinen Enthusiasmus für andere, bessere Angelegenheiten aufsparen. „Es rückt ohnedies bald die Zeit heran, da ich euch der Herrin dieses stolzen Schlosses vorstellen werde,“ sagte meine Mutter, „dann ziemt es sich wohl für euch, Freude und Ehrerbietung zu zeigen.“

Die Ermahnung meiner Mutter fiel auf fruchtbaren Boden. Wenn von nun an der Diener (es war mir doch schwer, den seinen Herrn mit den Kniehosen als Diener zu bezeichnen und zu behandeln) uns unser Dejeuner brachte, so blinzelte ich ihn wohl vornehm an, wie dies meine Mutter so meisterlich verstand, rührte mich aber nicht mehr vom Fleck; höchstens, daß ich ihm mein weißes, bereits gepflegtes Pötchen zu respektvollem Druck überließ.

Ja, ja, man kann nicht früh genug mit strenger Erziehung beginnen, und ich weiß meiner Mutter heute noch Dank dafür, daß sie mich gelehrt, gute Gesellschaft von schlechter zu unterscheiden und mir eine Aversion beigebracht gegen alles, was nicht wahrhaft vornehm.

Ganz anders als ich war mein ältester Zwilling Bruder geartet. Er war der schwarze Fleck auf der Ehre unserer Familie. Sein vulgäres Plebejertum brachte meine Mutter oftmals zur Verzweiflung, und es bedurfte dann meiner ganzen eleganten, graziosen Schmeichelfunst, um arge Szenen zwischen beiden zu verhindern. Wie gesagt, ich war ein wenig sentimental, so sehr ich auch daran arbeitete, diesen Fehler abzulegen, und wenn ich meinen Bruder oft daher kommen sah, schmutzig und zerkratzt von den Spielen mit anderen, im Range tief unter uns stehenden, gemeinen Hunden, dann regte sich das Mitleid in mir, und ich hätte weinen können über den Ungeratenen.

Er selbst aber war — was immer ein Rätsel bleiben wird — stets seelenvergnügt, ja von einer geradezu vulgären Ausgelassenheit, die nur unter den zürnenden Blicken meiner Mutter temperiert wurde.

Meine beiden Schwestern waren artig und sitzbar, wie es sich für aristokratische junge Damen ziemt; auch schienen sie außerordentlich hübsch, und nach ihnen zu urteilen, mußte meine Mutter einst eine blendende Schönheit gewesen sein.

Der Tag der Vorstellung rückte immer näher heran. Meine Mutter gab uns weiße Verhaltensmaßregeln und achtete noch strenger auf unser Benehmen als sonst.

Eines Morgens kam der feine Diener in Begleitung eines jüngeren, weiblichen Wesens, das einen großen Kübel mit warmem Wasser trug. Meine Mutter wurde ins Wasser gesetzt, eingeseift, dann wieder mit anderem klarem Wasser abgepölpelt, mit einem großen rauhen Tuch abgetrocknet und endlich gefärbt. Sie ließ die ganze Prozedur mit stauenswerter Geduld über sich ergehen, ja, ich glaubte sogar etwas wie Freude in ihren Augen glänzen zu sehen. Ich dachte mit einigem Schrecken daran, daß mir voraussichtlich dieselbe Toilette bevorstand, beschloß aber, mir nichts zu vergeben und gute Miene zu bösem Spiel zu machen; meine Schwestern zitterten wie Espenlaub, mein Bruder aber machte die tollsten Kapriolen, gebärdete sich wie unsinnig, suchte sich den Händen des Mädchens zu entwinden und — es hätte nicht viel gefehlt — so hätte er sogar zu beißen versucht.

In dieser Stunde war es, glaube ich, daß sich meine Familie innerlich von ihm lossagte, da wir keine Entschuldigung mehr fanden für ein so vulgäres Benehmen.

Wir dachten alle mit Zittern an den Augenblick der Vorstellung. Meine Mutter bekam ein breites blaues Seidenband um den Hals, wir Kleinen wurden in einen mit blauer Seide ausgefütterten Korb gelegt und am Nachmittag vom vornehmen Diener durch viele lange, dunkle Gänge und prächtige Zimmer in ein lauschiges Gemach geführt, dessen weit offene Balkontür den Ausblick auf eine wundervolle Terrasse bot.

In dem Zimmer waren mehrere Herrschaften versammelt, Damen und Herren; die Damen in schweren dunklen Gewändern, die Herren merkwürdigerweise viel einfacher und unschöner gekleidet, als der alte Diener. Unser Korb wurde mitten ins Zimmer gestellt und wir alle herausgehoben.

„D wie reizend!“ sagten die Anwesenden, und eine alte Dame mit silbergrauem Haar lockte meine Mutter freundlich zu sich heran und rief: „Nun, meine arme Polly, du siehst aber auch wieder ganz hübsch aus.“

Meine Mutter sprang mit einer Behendigkeit, die ich ihr bei ihrem Alter gar nicht zugetraut hätte, auf den Schoß der würdigen Dame und fuhr ihr mit der Zunge über die aus den Halbhandschuhen herausragenden Finger, dabei fand sie aber noch immer Zeit, kleine beobachtende Blicke auf uns zu werfen. Wir wanderten mittlerweile von Hand zu Hand, wurden gestreichelt und gekraut, dabei mit allerlei Schmeichelnworten überhäuft. Wir und meinen Schwestern gefiel dies

ganz gut, mein Bruder aber fand die Sache langweilig, er entwand sich daher den Händen einer zierlichen kleinen Dame, die ihn mit ihrer langen Vornette neckte, sprang von ihrem Schoß herab und lief in tollen Sprüngen durch das Zimmer.

Meine Mutter war starr vor Schrecken, die Herrschaften aber lachten und sagten: „Ist das ein puziges Tier!“ Ich blickte wie Verzeihung heischend um mich und duckte mich auf dem Schoße eines älteren Herren zusammen.

Dieser jedoch fuhr mit seinen langen aristokratischen Fingern über meinen Kopf, und sich zu mir niederbeugend sagte er: „So ein wildes Bürschlein wäre nichts für mich, da passen wir beide doch besser zusammen, gelt?“

Die alte Dame lächelte fein. „Ich sehe, mein lieber Baron, daß Ihnen das Hündchen gut gefällt, ich schulde Ihnen noch ein Bielliebchen, wollen Sie das Tierchen als solches annehmen?“

„D zu gültig, Frau Gräfin.“
Der Herr ergriff die Hand der alten Dame, um einen Kuß auf dieselbe zu drücken. Bei dieser Bewegung kam ich in unmittelbare Nähe von meiner Mutter, und sie raunte mir zu: „Der Baron ist von altem Adel, es ist ein passender Herr für dich.“

Nun sah ich mir meinen zukünftigen Herrn an. Er war wirklich eine vornehme Erscheinung, mit tadelloser Eleganz gekleidet, wenngleich die Stoffe, die er trug, nicht gerade die teuersten zu sein schienen. Er hatte einen ganz eigenen Wohlklang in der Stimme, seine Bewegungen waren vollendet, und besonders in seinen Händen prägte sich der ganze Adel seiner Geburt aus. Es waren wohlgepflegte, schöne, aristokratische Hände, an deren linkem Goldfinger ein massiver goldener Ring mit Wappen prangte. Es war dies das einzige Schmuckstück, das er trug und das ich je an ihm gesehen. Ich fühlte mich sofort zu meinem neuen Herrn hingezogen, und der Gedanke, Mutter und Geschwister zu verlassen, hatte kaum etwas Erschreckendes für mich. Ich freute mich beinahe auf die vornehme, selbständige Existenz, die meiner gewiß harrte, und meine Freude wuchs noch, als meine Mutter, mich stolzen Auges betrachtend, sagte: „Du wirst gewiß einen glänzenden Weg machen, mein Sohn, denn ich glaube nicht, daß du lange bei dem Baron bleibst — er ist trotz seiner vornehmen Geburt und seines klangvollen Namens kaum in der Lage, dich standesgemäß zu erhalten, aber du wirst von ihm aus in ausgezeichnete Kreise kommen, vielleicht sogar zu Hofe.“

„Zu Hofe!“ Mein Herz schlug fast hörbar, und ich konnte kaum den Tag erwarten, da ich in den Besitz meines neuen Herrn übergehen sollte. Endlich schlug die Abschiedsstunde, sie war ernst und feierlich, nur mein Bruder lächelte — für seine Jugend ungläublich cynisch — und murmelte: „Mag es dir gut ergehen bei deinem aristokratischen Hungerleider!“

Meine Mutter gab ihm einen Klaps mit der Pfote, und er floh winselnd hinweg.

Der Baron empfing mich auf das lebenswürdigste und richtete mir einen Winkel in seinem Arbeitszimmer ein. Er nannte diesen Raum Arbeitszimmer, aber da am Abend sein Bett auf dem Divan gemacht wurde und er auch seine Mahlzeiten — übrigens speiste er nur selten zu Hause — daselbst einnahm und Gäste empfing, so kam ich bald dahinter, daß seine ganze Wohnung aus diesem einen Arbeitszimmer bestand und einer Kammer, in der sich sein kleiner vierzehnjähriger Diener aufhielt. Diese Wahrnehmung hatte jedoch nichts Störendes für mich, denn das Arbeitszimmer sah so vornehm und stilvoll aus, daß man durch nichts in demselben an die Mißere des Lebens gemahnt wurde. Freilich waren die Vorhänge meist zugezogen, und es herrschte ein Halbdunkel, das für alternde Frauen und alternde Möbel gleich vorteilhaft ist.

Auch mit dem Hungerleiden hatte mein Bruder unrecht gehabt, denn ich wurde sehr gut gehalten und ernährt, ja es wurde sogar eigens für mich auf einer kleinen Petroleummaschine gekocht, da der Baron, wie gesagt, fast niemals zu Hause speiste, und die Kost, die sich der Diener aus der nächsten Garfische holte, meinem schwachen, verwöhnten Magen nicht zuträglich war.

So fehlte mir denn nichts, als ein wenig Zerstreuung; denn so wenig vergnügungssüchtig ich auch, im Gegensatz zu meinem Bruder, war, so wirkte das eintönige Leben doch allmählich nerventötend auf mich. Mein Herr beschäftigte sich im Grunde sehr wenig mit mir, und ich fragte mich oft, warum er eigentlich den Wunsch geäußert, mich zu besitzen. Anfangs dachte ich schon, es sei nicht Brauch in der vornehmen Welt, seine Freude an irgend etwas zu äußern, hatte doch meine Mutter auch immer eine kühle Zurückhaltung gewahrt und schien es dem Baron nicht gegeben, „intim“ zu werden. Mir imponierte die ruhige, höfliche Art, in der er seinem Diener Aufträge und Befehle erteilte. Niemals habe ich ihn heftig gesehen oder im Aergern ein unschönes Wort von ihm gehört, er war immer gleichmäßig, abgetönt, der echte Gentleman.

Und ich suchte es ihm in meiner Art gleichzumachen in lässiger Ruhe und Vornehmheit. Meine Mutter wäre gewiß zufrieden gewesen, denn ich hatte viel zugelehrt.

Eines Tages verwendete der Diener doppelte Aufmerksamkeit auf meine Toilette, und der Baron gab ihm die Weisung, mich um die und die Stunde in das und das Haus zu bringen.

„Zu Frau Bankier K...“, es ist heute ihr Geburtstag, und sie wünscht sich seit lange einen schönen Seidenpüschler — ein schöneres Exemplar kann sie aber wohl kaum finden!“ schloß mein Herr, indem er mich wohlgefällig betrachtete.

Ich war wie vom Donner gerührt; hätte ich nicht frühzeitig gelernt, mich zu beherrschen, ich wäre gewiß in lautes, zorniges Wollen ausgebrochen. Mich, mich wollte man in ein bürgerliches Haus geben, mich, der einst gehofft, in die höchsten Kreise zu kommen, mich, der ich in einem gräflichen Schloß geboren und in dessen Adern unverfälschtes blaues Blut rollte — es war entsetzlich, kaum auszudenken!

Am Nachmittag brachte mich der Diener in das ominöse Haus. Auf sein beisehendes Klingeln wurde uns von einem Mann in greller, goldstrotzender Kleidung aufgemacht — er hatte eine Wachsmaske vor dem Gesicht und einen unnatürlich langen, weißen, wolligen Bart; in der Hand hielt er einen hohen, goldenen Stab. Als er mich erblickte, sagte er: „Aha, kleiner Freund, da bist du ja endlich!“ Verlezt von dem familiären Wesen dieses Bajazzos, wandte ich mich ab; doch im selben Augenblick hob er mich vom Arm meines bisherigen Beschützers, ergriff das Ende meiner rotfeidenen Leine, und mich wie ein Schaf vor sich hinstreibend, riß er eine große Thür auf und rief, nachdem er zuvor dreimal in eine Trompete gestoßen, in den mit Gästen gefüllten Salon marktschreierisch: „Ein Seidenpüschler, Cabean, von Herrn Baron von W...“

Ein kleiner, dicker Herr eilte auf mich zu, hob mich auf den Arm und brachte mich unter den Ausrufen der Bewunderung seiner Gäste zu einer jungen Dame, die in einem auffallenden und kostbaren Kleide von Herren umringt in einer Ecke stand.

„D wie entzückend!“ rief sie mit lauter Stimme, nahm mich an sich und drehte sich mit mir im Kreise herum, daß mir ganz schwindelig wurde.

„Einziger, bester Baron. Sie sind ein Engel, und ich gäbe Ihnen am liebsten einen Kuß für Ihr schönes Geschenk — es ist das schönste von allen.“

Ich hatte es gelernt; zu beobachten, und mir entging es nicht, wie sich eine Dame bei diesen Worten abwendete und zu einer neben ihr stehenden flüsterte: „Taktlose Person!“

Mein einstufiger Herr aber beneigte sich mit der ganzen Grazie, die ihm eigen, und sagte verbindlich: „Einen wahren Wert hat das kleine Geschenk erst, seitdem es in Ihrem Besitz, schöne Frau.“

Dann wurde viel hin und her gesprochen. Ich verstand nicht viel, weil alle auf einmal sprachen und einer den andern zu überschreien suchte, auch verwirten mich das ungewohnte Geräusch, die vielen Menschen und der betäubende Duft von Blumen und allen möglichen Essenzen, der hier so aufdringlich auftrat, wie in einem Parfümerieladen, an dessen offener Thür ich vorhin vorbeigekommen.

Nach einer Weile schritt man zur Tafel, und ich bekam einen Platz neben der Hausfrau auf einem erhöhten Stuhl.

„Heute sollst du mein vornehmster Gast sein,“ sagte sie laut zu mir, und ich bemerkte auch jetzt, wie einige über diese Bemerkung die Nasen rümpften und die Schultern zuckten, doch ließen sie sich darum die feinen Weine und köstlichen Speisen nicht weniger gut schmecken. Die Gesellschaft war sehr heiter, manchmal sogar ausgelassen, nur der Baron bewahrte seine distinguierte Ruhe, und mein Auge weckte mit Wohlgefallen auf ihm, obzwar ich ihm jetzt doppelt gram war, mich in das Haus gebracht zu haben, das mir trotz seines äußeren Glanzes so gar nicht gefiel, ja offen gestanden mauvais genre dünkte. Ich wunderte mich eigentlich, wie der Baron daselbst besuchen konnte. Erst später, bei einem Gespräch, das ich zufällig beiläufig, ward mir die Lösung dieses Rätsels, und ich gestehe, daß ich mich tief gedemütigt fühlte in meinem einstufigen Herrn, für den ich noch immer eine gewisse Anhänglichkeit hegte. Der Inhalt des Gesprächs war, daß der Baron sich durch alle großen Häuser der Stadt durchsetzte und überall gern gesehen sei, weil er dekorativ wirke. Manchmal fühlte er das Bedürfnis, sich für reichlich spendende Gastfreundschaft zu entschädigen und dann mache er Geschenke, die ihn allerdings in den seltensten Fällen etwas kosteten, da er meist weitaus schenke, was er von anderen zum Geschenk erhalten. Ich wußte nur zu gut aus Erfahrung, daß diese letztere Behauptung auf Wahrheit beruhte. Seitdem konnte ich den Baron, der ein häufiger Gast meiner neuen Herrin war, nicht ohne ein Gefühl des Mitleids betrachten; denn es that mir weh, den Abkömmling eines vornehmen Geschlechtes in solcher Gesellschaft zu wissen, gezwungen an den Tafeln dieser reichen Plebejer sein Leben zu fristen, derselben Plebejer, die er wohl nie in sein Vorzimmer eingelassen hätte, wäre er in reichen Verhältnissen gewesen. Mein eigenes Los kam mir erträglicher vor, seitdem ich wußte, daß meinem Vorbild kein besseres beschieden war, und ich beschloß, mich in das Unvermeidliche zu fügen, niemals aber „intim“ zu werden mit Menschen, mit denen ich niemals Fühlung gewinnen konnte.

Meine neue Herrin war jung, hübsch und elegant, aber ihre Schönheit und Eleganz hatten einen aufdringlichen, unfeinen Charakter, auch benahm sie sich auffallend, und in dem Bestreben, originell zu erscheinen, geschmacklos-extravagant. Sie trieb einen wahnsinnigen Luxus, ließ sich von allen Herren der Hof machen und lud nur Frauen zu sich, die, sei es durch Schönheit, Reichtum oder Eleganz, glänzten. In ihrem Salon herrschte ein sehr freier Ton, und mehr als einmal zog ich mich chokiert in meinen Schmollwinkel zurück, wenn ein allzu gewagtes bon-mot, auf deutsch ein schlechter Witz, mir zu Gehör kam. Wie die Hausfrau, so die Gäste; Lebensart hatten die wenigsten unter ihnen; die meisten kamen nur der guten Küche und der vorzüglichen Cigarren wegen und wipkelten bei einem Glase des besten Champagners über die Wirte. Nur der Baron benahm sich immer korrekt. Er schien das reiche Haus als ein Hotel zu betrachten, dessen kostbare Diners er durch seine bloße Anwesenheit bezahlte. Doch wie ein wohlgezogener Gast hielt er sich höflich und — wenn's angeht — lebenswürdig ist, so setzte auch er niemals die geringste Rücksicht außer acht, die er der Hausfrau oder dem Wirt schuldete.

Der Winter verrauschte in glänzenden Festen und Empfängen. Wie meine Nerven früher die absolute Einfachheit nicht vertrugen, so litten sie jetzt unter dem unausgesetzten lärmenden Trubel, und ich war froh, als endlich Reisevorberungen getroffen wurden. Madame sollte zur Erholung mit ihrer Kammerjungfer und mir ins Bad reisen.

Ich freute mich über die bevorstehende Erholung. Erholung nennen die Leute eine Babereise! Als ob es ein schlimmere Plage gäbe! Meine Herrin klebete sich mindestens viermal am Tage um, und ich bekam immer ein zu ihrer Toilette passendes Hündchen um den Hals. Auf der Promenade wurde ich von der Kammerfrau meiner Herrin nachgetragen da die Hofe aber öfters neugierig stehen blieb, so wurde die Entfernung zwischen uns und meiner Herrin stets eine mehr oder minder große. Wendete sich nun Madame um, so ermanngelte sie niemals stehen zu bleiben und laut über den ganzen Namen zu rufen und mir allerlei auffällige Zeichen zu machen. Bald kannte mich der ganze Baderort. Wo ich hinkam, hörte ich meinen Namen, Hunderte von Händen betätigten mich, ich wurde hin und her gezerrt. Der eine bewunderte mein langes, seideweiches Haar, der andere mokierte sich über meinen ewig wechselnden Halschmuck, ein dritter wieder war irgend eine abfällige Bemerkung hin über meine Herrin — kurz, es war greulich! Ich war herzensfroh, als wir endlich wieder nach der Stadt zogen. Aber mit jedem Tage fühlte ich mehr, daß ich mich niemals heimlich fühlen würde in diesem Hause und ich schlich gedrückt und traurig aus einer Ecke in die andere.

Wie lange ich dort verblieben, wußte ich nicht genau zu sagen; nach den sogenannten Erholungsreisen zu urteilen drei Jahre. Da bemerkte ich allmählich, daß der Gäste in Hause weniger wurden; statt ihrer aber kamen öfters Leute mit harten, rücksichtslosen Gesichtern, die sich ungeniert die Erholung ansahen, Ziffern nannten, den Kopf schüttelten — mein

hob mich auf
 ufen der Be-
 die in einem
 ringt in einer

timme, nahm
 e herum, daß

ngel, und ich
 hönés Geschenk

mir entging es
 abwendete und
 Person!"

it der ganzen
 Einen wahren
 in Ihrem Be-

Zeh verstand
 er den andern
 s ungewohnte
 nde Duft von
 so aufdringlich
 n offener Thür

und ich bekam
 sten Stuhl.
 ein," sagte sie
 tige über diese
 altern zuckten,
 und köstlichen
 schaft war sehr
 aron bewahrte
 Wohlgefallen
 r, mich in das
 heren Glanzes
 genre dünnte
 selbe besuchen
 ch zufällig be-
 und ich gefiehe
 nem einstigen
 Anhänglichkeit
 der Baron sich
 e und überall
 chmal fühle er
 freundschaft zu
 ihn allerdings
 e meist weiter
 erhalten. Ich
 ce Behauptung
 n Baron, die
 nicht ohne ein
 mir weh, den
 cher Gesellschaft
 eichen Plebejer
 er wohl nie in
 n reichen Ber-
 mir erträglicher
 in besseres be-
 vermeidliche zu
 Menschen, mit

elegant, aber
 ringlichen, un-
 o, und in dem
 ravagant. Sie
 len Herren der
 , sei es durch
 n ihrem Salon
 al zog ich mich
 ein allzu ge-
 mir zu Gehör
 sart hatten die
 er guten Rüd-
 elsten bei einem
 Nur der Baron
 e Haus als ein
 urch seine bloß
 ener Gast steh-
 t, so setzte auch
 e er der Haus

sten und Em-
 ute Einsamte
 unausgesetzter
 Reisevorbereit-
 Erholung mit

Erholung. Er
 is ob es ein
 sich mindestens
 r ein zu ihrer
 der Promenade
 nachgetragen
 d, so wurde die
 eine mehr oder
 so ermangelte
 en ganzen Be-
 llige Zeichen zu
 Wo ich hinfam
 en betätschelte
 eine bewundern-
 otierte sich über
 er wieder war
 eine Herrin —
 als wir endlich
 Tage fühlte ich
 n diesem Haus
 e in die andern
 h nicht genau
 sen zu urteilen
 der Gäste im
 n öfters Ver-
 geniert die Ein-
 ttelten — mein



Photographieverlag von Gustav Schauer, Berlin.

Holzchnitt von Heuer u. Kirmse, Berlin.

Hilflos. Gemälde von Tito Conti.

Zigeunerlied.

(Hierzu das Bild auf Seite 33.)

Nachdruck verboten.

„Noch ein Lied, du Bub,“ herrscht der junge, ungarische Bauer das geigende zerlumpte Zigeunerkind an, das schüchtern und bedrückt die großen dunklen Augen hebt — Augen, in denen eine ganze Welt vollummer, Enttägung und Entbehrung liegt — und stumm gehorjam dem Gebot Folge leistet. Leicht gleitet der Bogen über die Saiten und wie eine sehnsüchtige Klage schwirren die Töne heimatlicher Weisen durch die weiche Sommerluft. Schräg schon steht die Sonne am Firmament, malt lange zitternde Schatten auf dem gelben steinigen Boden der Puszta, spiegelt sich in der hellen Flut des regungslosen Sees und umsäumt die vereinzelten weißen Wölkchen mit rosigen Tinten. Ruhe und Frieden atmender Zauber liegt über der ganzen Natur.

„Ja, Ruhe und Frieden, wer sie wohl auch fände,“ murmelt der stattliche Honved-Husar, der, nachlässig zu Boden gestreckt, das harte Gras durch seine Finger gleiten läßt, gedankenvoll den Bruder betrachtend, der glückstrahlend sein liebliches Weib umschlungen hält, an deren Knie sich ein einziges Töchterchen liebevoll schmiegelt. Ja, der Janos, dem hat das Glück von jeher gelacht, nur ihm nicht; hat's ihm ja auch vor Jahren schon die alte Patin aus der Hand gelesen: „Wirft An-

eine arme, kleine Menschenseele, schau, er hat gute ehrliche Augen!“ Fragend blickt er zu seinem Weib hernieder, an deren sanftem Antlitz er fast schon eine Bejahung liest. „Wärst du auch ein Kind dazwischen,“ behalte ihn doch ich bin so einsam bei meinem Spiel,“ und schmeichelnd umfängt die Kleine die Knie der Mutter.

Süß und lockend klingen die schwermütigen Weisen, die der Knabe spielt, und da, da — leise und traumumfangen tritt plötzlich eine neue unendlich berückende Melodie über die Saiten, wie eine sehnsüchtige Liebesklage, wie ein heißes Flehen zum Glück.

„Unser Lied!“ ruft Janos atemlos, „unser Lied!“ ringt er sich mühsam, fast ächzend von Arveds bebenden Lippen. Das ist kein Traum, keine Täuschung, sein Lied ist's, sein eigenes das er nur einmal, zum ersten und letztmal zugleich gespielt. Regungslos, mit weit geöffneten Augen starrt er auf das geigende Kind, verschlingt es fast mit den Augen.

„Géza!“ schreit er auf in einem unbeschreiblichen Ton halb Schmerz, halb zagende Freude zittert darin. Zusammenzuckend läßt der Knabe die Geige sinken und schlägt die großen, angsterfüllten Augen empor.

„Géza!“ wiederholt der starke Mann schluchzend, taumelnd zwei Schritte vorwärts und sinkt tief ergriffen neben der armen, seligen kleinen Gestalt in die Knie: „Wer lehrte dich das Lied?“ „Die Mutter,“ antwortet der Knabe tonlos mit müder Stimme.

Die Mutter! Eine Blutwelle schießt für einen Augenblick in das Antlitz des Mannes. „Wo ist sie?“ fragt er stockend und leise.

„Tot, tot!“ Mühsam schluckt das Kind die aufsteigenden Thränen zurück.

Arveds Atem stockt fast einen kurzen Moment dann streift er mit zitternden Händen den zerlumpten Ärmel des Knaben in die Höhe, ein blutrot glänzendes, sternförmiges Muttermal wird sichtbar auf dem abgemagerten Ärmchen, und mit einem lauten Jubelschrei reißt er den kleinen Rockper an sich.

„Mein Kind, mein Kind, mein wiedergesundener Liebling!“ stammelt er überwältigt von Wonne. „Nicht fremd mehr, nicht einsam und verlassen bist du, mein Kind, ja, mein eigen!“

Still ruht das dunkle Köpfchen an der breiten Brust des Vaters im süßen Gefühl glücklicher Geborgenseins. Leuchtend huschen die letzten Sonnenstrahlen darüber hin und küssen von der Wangen des Mannes die erste Freudenthräne nach langen, einsamen Jahren.

L. v. Sterpeto.



Erzherzog Heinrich von Oesterreich und seine Gemahlin, Freifrau von Walden.

Trauer im Hause Habsburg.

Zwischen wenig Tagen ist das österreichische Kaiserhaus von wiederholten schmerzlichen Trauerfällen betroffen worden. Am 30. November vorigen Jahres starb Erzherzog Heinrich Anton Maria Rainer Karl Gregor, ein Vetter des Kaisers Franz Joseph, an der Lungenentzündung, nachdem am Tage vorher, an ihrem 50. Geburtstag, seine Gemahlin derselben Krankheit erlegen war.

Der am 9. Mai 1828 geborene Erzherzog Heinrich war der fünfte und letzte Sohn des Erzherzogs Rainer, Vizkönigs des lombardisch-venetianischen Königreichs. Im Jahre 1864 lernte er in Graz, wo er damals als Landeskommandant von Steiermark residierte, die treffliche und viel gefeierte Opernsängerin Leopoldine Hoffmann, geboren am 29. November 1842 als Tochter eines Gerichtsrats in Krems, auf der Bühne des Landestheaters kennen und verliebte sich in sie. Im Sommer 1866 kurz bevor er sich nach dem Kriegsschauplatz in Italien begab, fand seine Verlobung mit der Künstlerin statt, die dann, einem Wunsche ihres Verlobten folgend, bald darauf der Bühne entsagte und einige Jahre in der Nähe von Wien bei Verwandten lebte. Ungeachtet aller Schwierigkeiten, welche sich der Verbindung der beiden Verlobten entgegenstellten, bewirkte Erzherzog Heinrich in aller Heimlichkeit am 4. Februar 1868 seine Vermählung in Bozen und begab sich von hier mit seiner jungen Gemahlin ins Ausland. In stiller Zurückgezogenheit lebte das neuvermählte Paar einige Jahre in der Schweiz und kehrte erst 1872 nach Bozen in Tirol zurück, wo es dann seinen dauernden Wohnsitz nahm.

Die Festigkeit und Treue, welche der Erzherzog seiner Braut gegenüber bewies, erwarben ihm die allgemeinste Sympathie und Achtung. Auch das österreichische Kaiserhaus schenkte sich nach einiger Zeit mit der vollzogenen Eheatsache aus, Kaiser Franz Joseph erhob die morganatische Gemahlin seines Vetters unter dem Namen „Freifrau von Walden“ in den Adelsstand, und schließlich wurde sie auch als Erzherzogin anerkannt. Die Geburt einer Tochter erfüllte das ungetrübte Glück des fürstlichen Paares, das sich im Leben unter so schwierigen Umständen in inniger menschlicher Liebe vereinte und das nun auch im Tode vereint geblieben ist.

Dem jüngeren, dem Leben entrisenen Bruder ist nun nach wenigen Tagen der ältere, Erzherzog Sigismund Leopold Maria Rainer Ambrosius Valentin, geboren am 7. Januar 1826, ins Grab gefolgt, ein biederer, in weitesten Kreisen geschätzter Mann, der gleichfalls in der österreichischen Armee den Rang eines Feldmarschall-Lieutenants bekleidete und Inhaber eines Infanterie-Regiments war. Der Verstorbene war eine einsame Natur. Das Glück des Ehestandes, die Freude am Aufblühen geliebter Kinder hat er nicht kennen gelernt. Dafür erfüllte ihn ein reges Interesse an den Fortschritten der modernen Kriegskunst und in besonderer an der Ausbildung und Weiterentwicklung des österreichischen Heeres. Die geselligen Gänge des greisen fürstlichen Junggesellen waren sehr gesucht. Er lebte zumeist in dem reizend gelegenen Schloß Gmünd, wo er eine schöne, geräumige Villa besaß, ausgestattet mit reichen Schätzen an erlesenen Kunstwerken. Das Archiv des Verstorbenen soll wertvolle Urkunden, namentlich das Haus Savoyen betreffend, enthalten, welchem bekanntlich die Mutter der beiden Erzherzöge, Prinzessin Maria Elisabeth Franziska von Savoyen-Carignan, entsprossen war.

Herrin hatte öfters Weinkrämpfe und bestellte wochenlang kein neues Kleid. Dann kam ein entsetzlicher Moment: sie warf sich in einem spigenbesetzten Schlafrock auf das Ruhebett, rang die weißen, vollen Arme und stöhnte: „Ruiniert, ruiniert!“

In meiner angeborenen Weichherzigkeit, alle Rangstufen vergeßend, trat ich freundlich an sie heran und legte meine Pfötchen auf ihren goldgestickten Pantoffel; sie aber in vulgärem Borne stieß mich unsanft von sich und rief: „Du dummes Tier schlechtest mir gerade noch, marsch fort mit dir!“

Das ist der Dank, wenn man sich mit Nichtjenesgleichen einläßt, dachte ich und zog mich verletzt und empört zurück.

Um die Mittagsstunde kamen verschiedene Herren; die Klebten und siegelten in allen Zimmern, während die Dienerschaft heimlich ausrückte und die Hausfrau aus einer Ohnmacht in die andere fiel und dazwischen immer wieder auf das rücksichtslos Volk schimpfte, womit sie die amtierenden Herren meinte, und die Schmarotzer verwünschte, die jahrelang bei ihr gegessen und getrunken und von denen ihr niemand im Moment der Not beiprang. Am Nachmittag jedoch erschien der Baron, feierlich in Schwarz, wie zu einem Begräbnis.

„Sie sind der einzige Freund, der uns geblieben!“ rief meine Herrin unter Thränen.

Der Baron imponierte mir durch seine Würde, sein in dieser heißen Situation vornehmes Benehmen. Ich kannte ihn und wußte, wie schwer ihm dieser Pflichtbesuch geworden sein mußte. Er kam mir in diesem Augenblick vor, wie ein Märtyrer seines Standes, und von Bewunderung ergriffen, trat ich auf ihn zu und legte seine Hand.

Er streichelte mich gerührt, meine Herrin aber bat ihn, er möchte mich doch zurücknehmen, da sie ja doch nicht wüßte, was sie in den völlig veränderten Lebensverhältnissen mit mir anfangen sollte. Dann folgten noch einige Phrasen, und der Baron verabschiedete sich. Am andern Tage wurde ich zu ihm zurückgebracht, in dasselbe altbekannte Arbeitszimmer.

Freudig begrüßte ich jeden Gegenstand. Ich hatte die Empfindung, als sei ich nach langer Abwesenheit in mein wirkliches Heim zurückgekehrt, und hegte nur den Wunsch, hier zu bleiben für immer. Doch ich blieb diesmal noch kürzere Zeit da, als das erste Mal. Eines schönen Tages wurde ich wieder in ein fremdes Haus gebracht, in welchem ich mich auch jetzt noch befinde, zu einem alten Hofräulein eines verstorbenen depossedierten Fürsten. Das Hofräulein ist sehr, sehr alt, wohl an die siebenzig, aber ein gewisser Parfüm der Hoflust haftet ihr noch an. Sie spricht sehr leise und langsam, kleidet sich immer schwarz, läßt auch mich ein schwarzes Bändchen um den Hals tragen, und ich trage es gern, ist es ja doch ein Abzeichen der Trauer um einen Fürsten.

Meine Mutter hat recht gehabt, ich bin in die höchsten Kreise gekommen, und in diesen fühle ich mich an meinem Platze. Eigentlich kommt nicht viel Besuch zu uns, aber es sind lauter große, edle Namen. Der Baron ist fast täglicher Gast, auch er paßt viel besser in diesen Rahmen, sein Benehmen ist noch vollendeter, seine Stimme noch wohlklingender, wenn er sich leise über die vergangenen Tage unterhält und in aristokratischen Erinnerungen schwelgt. Ich lausche gern diesen diskret geführten Plaudereien, die mich an vergilbte Stahlfische einer längstvergangenen Zeit gemahnen.

Das Fräulein ist sehr mager, auch die Kammerzofe, die Köchin, der Diener, der zugleich Kutscher ist, selbst das Pferd — alle sind mager. Mich dünkt sogar, daß der Baron schlanker ist, wenn er uns besucht. Das Fräulein findet eine gewisse Wohlbeleibtheit vulgär, und ihre erste Sorge war, mich durch eine strenge Diät abmagern zu lassen. Es wird überhaupt wenig gegessen beim Fräulein, teils aus Sparsamkeit, teils aus Prinzip. Ich gewöhnte mich — ich gestehe es zu meiner Schande — recht schwer an die magere Kost, aber auch diesmal nahm ich mir den Baron zum Vorbild, der hier sein kleines Hammelfotelett ebenso kunstgerecht zerlegte und mit ebensolchem Appetit zu essen schien, wie einst den getrüffeltesten Tajan bei meiner ehemaligen Herrin.

Jeden Tag fahre ich mit dem Fräulein spazieren; ich sitze neben ihr auf den weichen Polstern des Wagens und freue mich, daß ich so gar nicht das Bedürfnis habe herumzuspringen und zu tollen, wie andere Hunde. Meine angeborene Vornehmheit schützt mich eben vor allen vulgären Liebhabereien. Nur mein Wagen will sich noch immer nicht gänzlich dem aristokratischen Zwang fügen, und ich ertappe mich manchmal auf ganz bürgerlichen Gelüsten.

Davon abgesehen, bin ich glücklich und zufrieden, denn mein Ideal ist nahezu erreicht, und ich hoffe nicht mehr aus meiner mir unentbehrlichen Lebenssphäre gerissen zu werden. Meine Tage fließen in stiller, vornehmer Ruhe dahin, und nur ein einziges Mal wurde ich aus dieser Ruhe durch eine unvermutete Begegnung aufgeschreckt. Eines Tages forderte das Fräulein den Baron auf, sie auf ihrer Spazierfahrt zu begleiten; er nahm an, und so fuhren wir denn zu dreien; ich diesmal auf dem Rückplatz sitzend.

In einer belebten Straße mußte der Kutscher der vielen Wagen halber langsamer fahren. Plötzlich höre ich ein mir bekanntes Klaffen. Ich wende meine Augen unwillkürlich nach der Richtung und sehe vor dem Wagen eine dicke Frau stehen mit glänzendem, hochrotem Gesicht und lachenden Augen, unter dem Arm einen feinsten Seidenpüschel mit schmutzig-gelbem, zottigem Fell.

Ich zuckte zusammen und wandte mich rasch ab, denn ich hatte in dem dicken, vernachlässigten Hund meinen Bruder erkannt. Er aber bellte mir noch höhrend nach, während das Fräulein sich zum Baron wendend sagte: „Es ist kaum glaublich, wie eine Rasse degenerieren kann! Haben Sie den häßlichen Püschel eben gesehen? Der reine Plebejer gegen unsern kleinen blaublätigen Aristokraten.“

Mit dem „blaublätigen Aristokraten“ meinte sie mich, das liebe alte Fräulein!

Ich wedelte, vornehm dankend, mit meinem buschigen Schweif und merkte es kaum noch, daß mir der Wagen vor Hunger knurrte.

glück haben, Arwed, mit Weib und Kind.“ Damals hatte er darüber gelacht!

Wie die Töne ihn mächtig bewegen, wie sie die ganze Vergangenheit vor seinen Augen heraufbeschwören! Vor zehn Jahren fast, da führte er glückstrahlend und jubelnd seine blonde Janka heim, allen zum Trost, die ihn warteten vor ihrer Platterhaftigkeit. Sie liebte ihn ja — damit tröstete er sich selbst und die anderen. Und als ihn nun gar nach Jahresfrist aus der alten geschmückten Wiege heraus ein schwarzlockiges Bübchen mit seinen eigenen, dunklen, feuchtschimmernden Augen anlachte, da wurde ihm das Herz so weit vor Jubel und Seligkeit, und er meinte schier, es gebe kein größeres Glück als das seine. So vergingen drei selige Jahre. Aber Janka war nicht mehr dieselbe in der letzten Zeit; wohl war sie noch lustig, aber von einer wilden, fieberhaften Ausgelassenheit, oder stumm und traurig kauerte sie oft stundenlang auf der breiten grell bemalten Ofenbank. „Spiel“, Arwed, bat sie ihn eines Abends in sonderbarer Erregung mit fliegendem Atem, und er griff, wie so oft schon, zur Geige, der die süß-wehmütigen Lieder der Puszta entquollen; aber urplötzlich, ganz unvermittelt ertönte eine unendlich innige, märchenhaft schöne, einschmeichelnde Melodie unter seinem Bogen hervor, die er nie zuvor gehört, die wie durch Zauber macht in seinem Hirn entstanden war und sich dort festgrub für ewige Zeiten. Stumm in Bewunderung verjuncten saß sein Bruder neben ihm, schluchzend hing Janka an seinem Hals: „O dieses Lied, diese Töne!“ murmelte sie unter Thränen. „Unser Lied ist es mein Weib,“ flüsterte er ihr liebevoll zu, „unser eigenes Lied, denn es entstand bei deinem Anblick!“ Und zärtlich beruhigend strich er ihr die blonden Locken aus der Stirn.

Am andern Tage war sie verschwunden, mit ihr sein Kind. Was allen anderen kein Geheimnis mehr war, ihm war es verborgen geblieben: die Liebe seines Weibes zu einem andern, einem bildschönen niederlichen Burschen, um dessentwillen sie ihn verlassen hatte. Mit fieberhafter Hast forschte er nach ihr — nicht sie wollte er zwingen, zu ihm zurückzukehren, sein Kind wollte er haben, sein köstliches Kleinod — alles, alles umsonst; gebrochen, stumm und in sich gekehrt, thränenlos schlich er umher, und eines Tages, da war auch er verschwunden, und die Leute sagten: „Der Arwed ist rüber nach Pest zum Militär.“

Seitdem sind fünf Jahre vergangen. Zum erstenmale kehrte er mit Urlaub heim, die Sehnsucht trieb ihn zurück zur weiten, arbeitsigen Puszta, wo er geboren war, wo er liebte und litt, wo er einen kurzen wonnigen Glückstraum erlebt.

„Zema,“ hört er die Stimme des Bruders neben sich, und doch ist's ihm, als klinge sie aus weiter Ferne, „ich möchte den Bub behalten, bei uns ist noch Platz für so

De
S
mir
st
nötig
gent
eine
die r
bema
wir
bein
wir
uns
den
müsse
Aqua
D
Fähig
oder
nen
dasel
nägel
einem
bedeck
um
sich
Jahrg
D
wir
und
mit
re
namer
für
men
s
S
find,
Leinen
Blafel
oder
mit
de
Da
ornam
eigent
der da
jede
die B
Ierei
den
den
Gaze
Bronze
Gelbb
Gold
Das
g
diener
feder
oder
dem
mit
ein
oder
B
Sel
len
auf
de
Figür
Gelt
zunehm
so
star
volle
sich
vor
mit
We
in
der
sind
mir
ihrer
W
Am
getönte
Hpfel-
Erika
Für
gelwei
Farben
Die
die
Braun
gemischt
werden
Im
Figuren
Fächer
Geltung
dringt.
Für
Die
Braun
Zinnob
rötliche
orange,
Bis
angueh
zusamm
auch
weil
malen
gemacht
keinen
Art
und
Original

Der Fächer und seine Dekoration.

Nachdruck verboten.

I.

Es sind so unendlich viele gelehrte Artikel über den Fächer, über seinen Gebrauch und seine kulturgeschichtliche Bedeutung geschrieben worden, daß die geehrte Leserin es mir wohl erläßt, aus allem Vorhandenen einen Extrakt herzustellen, denselben zu filtrieren, zu verdünnen und durch die nötigen Zugaben genießbar zu machen. Ich glaube, jede geniale Umwandlung ist hier unnütz, und es ist einzig richtig, eine praktische Anweisung zu geben, wie die richtige Farbe auf die richtige Stelle zu setzen sei, da wir doch den Fächer selbst bemalen wollen. Die erste Frage ist deshalb für uns, was nehmen wir für Material? Atlas-, Seiden-, Krepp-, Spitzen-, Eisen- und Holzfächer können sich da vor uns auf. Nehmen wir für heute die drei ersten an.

Nachdem wir über Stoff und Farbe einig sind, lassen wir uns von Reichardt und Comp., Berlin SW., Lindenstraße 38, den präparierten Stoff schicken. Ist das Gewebe dunkel, so müssen wir Deckfarben benutzen, für helle Töne nehmen wir Aquarellfarben.

Die Zeichnung ist zuerst herzustellen, und je nach der Fähigkeit der einzelnen Kraft wird sich die Arbeit komplizierter oder einfacher gestalten lassen. Wir zeichnen das Original auf Papier und stechen daselbe, spannen dann den Stoff mit Reißnägeln auf ein Brett, das wir vorher mit einem großen Bogen starken Löschpapiers bedecken, und legen nun die Pausse auf, um sie, wie auf S. 169 und 220 des vor. Jahrg. angegeben, durchzureiben.

Dunklen Atlas und Seide konturieren wir nach Abnahme der Pausse mit Deckweiß und feinem Pinsel; hellen Stoff dagegen mit reinen Farben. Für Ornamente nehmen wir Sepia, für Figuren Sepia, Karmin oder rosa Lac. Für Blumen sepia colorée.

Sobald die Umrisse trocken sind, stauben wir mit reinem Leinwandöl oder mit dem Blasebalg die Reste von Kohle oder Kreide ab und beginnen mit dem Malen.

Das hier gegebene Kokkornament als Einfassung der eigentlichen Malerei ist eine der dankbarsten Arbeiten, da jede Kraft imstande ist, dieselbe durchzuführen. Um die Beschreibung der Malerei klarer zu halten, wenden wir uns jetzt speziell den dunklen Stoffen zu. Ob Atlas, Seide, Krepp oder Gaze, ist gleich, der Umriß der Ornamente wird mit Bronze und gelbem Gummi nachgezeichnet, die Flächen mit Gelbbraun, Ocker oder Olivgrün gedeckt. Die Lichtstellen sind mit Gold aufzusetzen, die Schatten mit Kastanienbraun einzumalen. Das gesamte Netzwerk wird mit Bronze eingetragener. Wir bedienen uns hierzu entweder eines feinen Pinsels, einer Stahlfeder oder einer Ziehfeder. Es bleiben uns noch die Figuren oder die Blumeneinlagen, die wir jetzt erst aufpausen. Nachdem die Füllungen umzogen sind, malen wir zuerst den Himmel mit einem leichten Kobaltblau und sparen dabei die Figuren oder Blumen aus.

Sehr vereinfacht wird die Arbeit, wenn wir beim dunklen Fächer jede Luftöffnung fortlassen und die Füllungen auf den schwarzen Grund bringen. Die Fleischtöne der Figürchen malen wir mit einer Mischung von Karmin, Gelb und Weiß, die Schatten grünlich auch gelblich durch Hinzunehmen von etwas Ocker. Die Farben sollen decken ohne so stark aufzuliegen, daß sie abspingen. Die Gewänder können volle Farben, besonders Blau oder Grün bekommen, damit sie sich von den Figuren scharf abheben, Lichter sind hierbei stark mit Weiß zu mischen. Blumen sind ebenso zu behandeln, wie in der Gouache-Malerei auf Papier. Gelbe Farben für Blüten sind möglichst zu vermeiden, da sie besonders bei Abendlicht in ihrer Wirkung verlieren.

Am besten sind hier weiße, rosa, rote und weiß und rot getönte Blumen, z. B. Weiß- und Rotorn, Brombeerranken, Apfel- und Kirschblüten, Margareten, wilde und echte Rosen, Erika etc.

Für helle Fächer, also wohl zum größten Teil weiß oder gelblich im Ton, können wir das Ornament mit entschiedenen Farben malen: leicht braun, rosa, blau, auch grün und Gold. Die Ornamentflächen werden mit einem Mittelton zugelegt, die Schatten entweder durch tiefere Farben mit Schwarz oder Braun gemischt eingezeichnet und die hellen Lichter mit weißgemischten Nuancen aufgetragen. Etwa durchdrankende Blumen werden auf dem Ornament auch mit Deckfarben gemalt.

Im übrigen vermeiden wir jede Deckfarbe, sowohl für Figuren, Landschaften, als auch für Blumen. Beim hellen Fächer soll so zart gemalt werden, daß der Stoff zur Geltung kommt und der seidige Glanz durch den Farbenton dringt.

Für Fleischtöne benutzen wir rosa Lac und Gummigutti. Die Schatten bekommen Grün, Rot und Blau gemischt, auch Braun (geb. Sienna), der Mund kann ausnahmsweise etwas Zinnober bekommen. Knie- und Handgelenke bekommen eine rötliche Färbung durch rosa Lac. Gewandungen sind blau, orange, grün oder rot zu malen.

Bis zu einem gewissen Punkt, den der eigene Geschmack anzugeben hat, muß hier die Künstlerin mit der Farbenzusammensetzung allein rechnen. Ich glaube, daß es dabei auch nicht nötig ist, jede einzelne Farbkombination anzugeben, weil diejenigen Damen, welche sich einen Fächer mit Figuren malen wollen, schon vorher Versuche in der Figurenmalerei gemacht haben, denn — wer keine Vorstudien machte, soll auch keinen Figurenfächer malen wollen. Für Blumen ist dieselbe Art und Weise maßgebend, wie bei der Malerei auf Papier. Originale liefert jede Kunst- oder Papierhandlung, welche sehr

niedliche kleine Arrangements als Menu-, Tisch-, Gratulationskarten etc. führt. Bei der Bestellung des Fächerstoffes ist es selbst den besten Künstlerinnen zu empfehlen, daß sie sich einige Abfallstücke deselben Stoffes mitsenden lassen, um Malversuche darauf machen zu können; diese Probefstücke werden nicht berechnet.

Zu erwähnen bleibt noch, daß Atlas, Seide, Gaze und Krepp möglichst trocken gemalt werden muß; ein Ueberstich an Wasser zieht den Stoff kraus. Passiert das letztere dennoch, so male man ruhig fertig; beim Anfertigen und Aufspannen des Atlas- oder Seidenstückes wird der Stoff in der Fabrik, bevor das Gestell bespannt wird, noch einmal geglättet.

Senden wir den gemalten Stoff der Fabrik zum Spannen, so rollen wir ihn am besten, nachdem wir ihn zwischen weißes Seidenpapier legten, um ein rundes glattes Holz von etwa 4 Cent. Durchmesser. Die so gewonnene Walze umwickeln wir mit Zeitungspapier und zuletzt mit starkem Packpapier. Für Gaze- und Kreppfächer läßt sich die Malweise, wie sie zuerst für den schwarzen Atlasfächer vorgeschlagen war, Gouachemalerei, verwenden; zu gleicher Zeit erscheint aber auch eine Kombination mit den reinen Aquarellfarben nicht ausgeschlossen, besonders dort, wo ganz weiche zurückgehende Töne geschaffen werden sollen.

Oskar Hülcker.



Kokkornament für einen Figurenfächer.

Allerlei fürs Hauts.

Konserverung von Nahrungsmitteln. Im letzten Jahrzehnt hat sich eine neue, gewaltige Industrie entwickelt, welche von Amerika ausging und allmählich auch in den Ländern der alten Welt Verbreitung gewann: die Herstellung von Nahrungsmittelkonserven auf fabrikmäßigem Wege. Eine natürliche Folge davon war, daß man auch der vorübergehenden, in jedem Haushalt auszuführenden Konservierung der Nahrungsmittel, insbesondere des Fleisches, vermehrte Aufmerksamkeit schenkte. Dieses Bestreben überschritt den Markt mit einer großen Anzahl neuer Präparate, deren jedes selbstverständlich von dem Erfinder, Fabrikanten oder Händler als das non plus ultra aller Konservierungsmittel angepriesen wurde.

Von allen chemischen Präparaten am frühesten ist die Bor säure, sowohl im freien Zustande als in Form ihrer Salze, deren vornehmstes der allbekannte Borax ist, als Konservierungsmittel angewendet worden. Trotz dieses langen Gebrauches sind die Meinungen darüber, ob ihre Verwendung vom gesundheitlichen Standpunkte aus zu beanstanden sei oder nicht, immer noch geteilt. Vielleicht läßt sich der Widerspruch durch die verschieden lange Zeit der Versuche erklären, derart, daß ein mäßiger, in größeren Zwischenräumen erfolgender Genuß mit Bor säure behandelten Fleisches keine Störungen im Wohlbefinden des Menschen hervorruft, während fortgesetzte Zufuhr in die Verdauungsorgane ernsthafte Störungen derselben hervorrufen kann. Von hierher gehörigen Präparaten seien erwähnt: Präservierungssatz von R. Liesenthal in Köln, nicht rötend, enthält Borax, Kochsalz, doppeltkohlensaures Natron; daselbe, rötend, besteht aus Bor säure, Kochsalz, Kalisalpeter. In anderen Verhältnissen enthält dieselben Bestandteile das einfache Konservesalz von Th. Heydrich u. Co., und der Verlinit von Delvendahl u. Künzel, während das dreifache Salz der ersten Firma nichts weiter als Bor säure ist, das einfache Konservesalz der Hagener Konservefabrik Borax, Kochsalz und Kalisalpeter enthält und das dreifache aus Bor säure, Borax und Kochsalz besteht. Dieselben Salze bilden den Verlinit, konzentriert, von Delvendahl u. Künzel.

Von bedeutend schnellerer und kräftigerer Wirkung als die Bor säure ist die schweflige Säure; die Konservierung dauert aber nur kurze Zeit, weil sich die schweflige Säure in wässriger Lösung an der Luft leicht in Schwefelsäure umwandelt, welche in großer Verdünnung ohne Einfluß auf die Fäulnisreger ist. Diese Umwandlung hat außerdem noch andere, auch hygienische Nachteile zur Folge, welche jedoch nur eintreten, wenn man eine größere Menge von schwefliger Säure verwendet. Da dies bei ihrer energischen Wirkung aber durchaus nicht erforderlich ist, so kann gegen einen mäßigen Gebrauch derselben nichts eingewendet werden. Meistens verwendet man die schweflige Säure in Form ihrer Salze, und besonders der schwefligsaure und doppeltschwefligsaure Kalk bilden den Hauptbestandteil einer ganzen Reihe von Konservierungsmitteln, wie von Real Australian Meat Preserve verschiedener Firmen und von Sozolith von F. M. Schulz.

Die Salicylsäure ist, nachdem sie lange über die Mägen gepriesen worden ist, in letzter Zeit etwas in Verruf gekommen, aber mit Unrecht. Man kann Fleisch längere Zeit aufbewahren, wenn man es mit einer Mischung von 80 Teilen Kochsalz, 10 Teilen Salpeter und 10 Teilen Salicylsäure einreibt und dann in Papier einwickelt. Der außerordentlichen Wirksamkeit des gewöhnlichen gepulverten Zuckers als Konservierungsmittel für Fleisch haben wir früher schon gedacht; sie verdient die Aufmerksamkeit jeder Hausfrau.

Das Einsalzen und Räuchern des Fleisches. Von allen Fleischkonservierungsmethoden ist keine seit so langer Zeit in Gebrauch,

wie das Pökeln und Räuchern. Abgesehen von der großen Haltbarkeit, welche sich dem Fleische bei zweckentsprechendem und gewissenhaftem Verfahren dadurch verleihen läßt, erhält daselbe zugleich noch einen charakteristischen Geschmack, der von vielen dem von frischer Ware vorgezogen wird. Die Hauptgesichtspunkte, welche beim Einsalzen in Frage kommen, sind, dem Fleische seinen Wassergehalt, der hauptsächlich das Verderben des ersteren veranlaßt, möglichst zu entziehen, ihm aber gleichzeitig seine Nährkraft und die Extraktstoffe zu bewahren, welche seinen Wohlgeschmack bedingen. Deshalb ist weber das trockene Einreiben des Fleisches mit Salz, noch das ausschließliche Behandeln mit Salzlösung zu empfehlen, da bei dem ersteren Verfahren das Fleisch zwar außerordentlich haltbar wird, aber zugleich durch das dadurch bewirkte energische Auslaugen des fleischhaften viel von seinem Nährwert einbüßt und die letztere Methode keine genügende Haltbarkeit erreichen läßt, wenn auch die Nährstoffe dem Fleisch so gut wie vollständig erhalten bleiben. Es ist klar, daß man dem Pökelfleisch beide Vorzüge erhalten kann, wenn man die beiden Verfahren vereinigt. Man wird dazu am besten die Menge des zu verwendenden Salzes in zwei gleiche Teile teilen, mit dem einen, trocken gelassenen, das Fleisch, besonders in der Nähe der Knochen, wo die Fäulnis stets am leichtesten eintritt, tüchtig einreiben, den anderen in Wasser lösen und mit dieser Lake die zu pökelnenden Stücke übergießen. Die Wahl des Wassers ist für ein erfolgreiches Arbeiten nicht unwesentlich. Man wähle Regenwasser oder anderes weiches Wasser und koche daselbe vor dem Gebrauche einmal tüchtig auf, um etwa darin vorhandene fäulnisserregende Keime zu töten. Das zum Einlegen verwendete Faß muß vorher gründlich gereinigt, dann innen angefeuchtet und mit Salz eingerieben werden. Auf den Boden kommen die größeren Stücke, welche schon trocken mit Salz eingerieben und zwecks späteren Aufhängens in der Räucherlammer oder im Rauchfang in der Haut mit je zwei Einschnitten versehen worden sind. Die Packung sollte möglichst dicht erfolgen. Speck wird, auf der Schwartenseite liegend, nach oben eingelegt. Ist so das Faß bis zur gehörigen Höhe gefüllt, so wird die Salzlösung darüber gegossen und das Ganze mit passenden, sauberen, gehobelten Brettern bedeckt, die mit reinen Steinen beschwert werden. Alle 2—3 Tage muß das Fleisch umgelegt und wieder fest eingepackt werden. Diese Arbeit läßt sich verringern, wenn man, nahe dem Boden des Faßes, einen Hahn zum Ablassen der Salzlake anbringt und die abgezapfte Lösung oben wieder auf das Pökelfleisch gießt. Die zum guten Konservieren nötige Salzmenge ist einmal abhängig von der Beschaffenheit, namentlich dem Wassergehalt des Fleisches, dann aber auch von der

Länge der Zeit, für welche die Haltbarkeit der Ware gewünscht wird. So erfordert Speck weniger Salz, als saftreiches Rindfleisch. Soll letzteres vom Herbst an nur für den Lauf des Winters konserviert werden, so genügen 2½ kg Kochsalz auf 50 kg Fleisch, während für Sommerware bis zu 3½ kg erforderlich sind. Mehr als gerade nötig Kochsalz zu verwenden, wird im allgemeinen vermieden, weil dadurch der Wohlgeschmack leidet. Noch ungünstigeren Einfluß üben zu große Mengen Salpeter aus, die man der Konservierungsfähigkeit häufiger zusetzt, um dem Fleisch eine schöne rote Farbe zu geben; sie machen das Pökelfleisch hart und zähe und veranlassen außerdem beim Genuße Krankheitenserien. Wegen die letzteren kann man sich übrigens schützen und zugleich einen etwa verwendeten Ueberstich von Kochsalz entfernen, wenn man das Fleisch vor dem Gebrauche in dem von uns auf S. 359 Jahrg. 1891 des „Bazar“ beschriebenen Osmose-Apparat bringt. Legt man das Fleisch in die mit Pergamentpapier überzogene, in Wasser gestellte Schüssel deselben und bedeckt es mit dem nötigen Wasser, so gehen die salzigen Bestandteile in das Wasser über. Ein Zusatz von Zucker zu der Pökelflüssigkeit soll das Fleisch saftig und wohl schmeckend machen. Ein für alle Verhältnisse gültiges und gleich gutes Rezept zum Pökeln läßt sich nach obigen Ausführungen nicht geben. Im Durchschnitt jedoch wird man gute Resultate erzielen, wenn man auf 50 kg Fleisch 3 kg Salz, 375 g Kandiszucker und 40—60 g Salpeter in 12—18 Litern weichen, kochenden Wassers löst.

Die zum vollständigen Durchpökeln erforderliche Zeit ist abhängig von der Größe der Stücke und der Art des Fleisches. So müssen kleinere Stücke 8—14 Tage, größere 3—4 Wochen, ein großer Schinken 5—6 Wochen, Speck 3 Wochen, Rippen- und Bauchfleisch 10—14 Tage in der Salzlake liegen. Die den feinen Wohlgeschmack des Fleisches bedingenden Extraktstoffe (sie sind ja das Wesentliche der künstlichen Fleischextrakte) werden um so vollständiger zurückgehalten, je schneller und gleichmäßiger das Pökeln erfolgt. Die Erfüllung dieser Bedingungen erreicht man am bequemsten durch Anwendung der von uns bereits im „Bazar“ 1889 S. 352 und 1890 S. 90 empfohlenen Pökelnadel mit Pökelspritze, welche ebenso wie der vorher erwähnte Osmose-Apparat von E. Cohn, Berlin SW., Leipzigerstr. 88, zu beziehen sind. Die von de Signal zuerst angewendete Pökelnadel ist im wesentlichen eine Hohlzylinder, welche tief in das zwischen Knochen und Muskeln befindliche Bindegewebe eingeführt wird und mittels der zugehörigen Spritze die Salzlake in das Innere des Fleisches eintreibt, von wo sie sich schnell verbreitet.

Sind die Fleischstücke gehörig durchgepökelt, so werden sie in lauwarmem Wasser gewaschen, reinlich abgetragt und nach dem Abfließen abgetrocknet und einige Tage in einer gut zu durchfließenden Kammer aufgehängt. Man muß besonders darauf achten, daß die Vertiefungen und die Stellen am Knochen gut abgetrocknet sind, ehe man das Fleisch in den Rauch bringt, weil anderenfalls der letztere nicht gehörig einwirken kann. Aus demselben Grunde darf auch zur Räucherzeugung nur trockenes Holz verwendet werden. Nadelhölzer sind wegen ihres harzigen Gehaltes möglichst zu vermeiden; am besten eignet sich dazu trockenes Buchenholz. Man wirft auch wohl, um einen angenehmen Geschmack zu erzielen, trockene Wacholderbeeren ins Feuer, oder fügt dem Buchenholze Wacholderzweige zu. Die Temperatur sollte beim Räuchern weder zu hoch steigen, noch zu tief sinken. Im ersteren Falle schmilzt ein Teil des im Fleisch enthaltenen Fettes, nimmt Rauch und Ruß auf und verleiht dadurch der Ware eine unshöne gelbe Farbe. Im letzteren Falle geht die Trocknung zu langsam vor sich, sodaß, ehe sie vollendet ist, das Fleisch Zeit findet, in Fäulnis überzugehen.

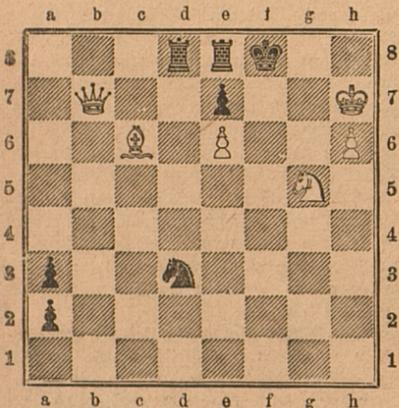


Gegenseitige Ueberraschung. Gemälde von M. Stoffs.

Schach.

Aufgabe Nr. 306.

Von N. Wabson.
Schwarz.



Weiß zieht und setzt mit dem dritten Zuge matt.

Auflösung der zweifelhigen Charade Seite 501 des vor. Jahrg.
Weihnacht.

Dreifelhige Charade.

Ein Künstler ging einmal aufs eins,
Um bei den hellen Strahlen
Des vollen, freien Sonnenscheins
Mit Fleiß drei, zwei zu malen.

Mobelle fanden sich genug,
Hier sonnenverbrannte Kinder,
Dort stramme Burtschen hinterm Pflug
Und breitgestirnte Kinder.

Zum Malen kam er dennoch nicht;
Vor Aerger wollt' er bersten.
Elets fehlte das gewünschte Licht;
Das Ganze war im ersten.

Rätselfrage.

Wie kann man aus den vier großen und den achtzehn kleinen Buchstaben, aus denen die fünf Wörter „Tuba“, „Kuchen“, „Neige“, „Kind“, „hat“ bestehen, den Anfang einer bekannten Opern-Arie erhalten?

R. L.

Korrespondenz.

Anonyme Anfragen aus Abonnementkreisen finden keine Beachtung. Jede Anfrage muß die vollständige Postadresse des Fragestellers und daneben die Angabe, wo Fragesteller auf den „Bazar“ abonniert ist, enthalten.

Verschiedenes. C. S. und A. R. in G. Sie kennen doch die Anekdote von Lola Montez? Jener zwar excentrischen, aber sehr schlagfertigen Dame, die einmal auf einer Reise, unbekümmert um das Plakat „Rauchen verboten“, in einem Eisenbahncoupé eine Cigarette hervorholte, sie anzündete und dem Schaffner auf dessen Bemerkung: „Sie können hier nicht rauchen, Madame,“ ruhig und gleichmütig entgegnete: „Aber Sie sehen doch, daß ich es kann.“ Auch jenen Herren, die dem weiblichen Geschlechte lediglich gewisse eingeschränkte Funktionen zuweisen, ihm jedes öffentliche Wirken, so auch den ärztlichen Beruf noch immer verschließen möchten, hat so manche tüchtige Frau schon durch die That bewiesen: Sie sehen aber doch, meine Herren, daß ich es kann!“

Abonnettin in Köln. Die Verbindung von Orange mit Karmesin oder Purpur ist höchst unvorteilhaft. Vortreffliche harmonische Farbkombinationen sind dagegen Orange mit Ultramarin (event. noch mit Weiß), mit Berliner Blau, Grün, Violett (auf Grün) oder mit Lila (Fieberblau) auf Weiß.

Erna von E. in Wien. Crème und Eispudding à la Nesselrode haben nach dem i. J. 1810 verstorbenen russischen Gesandten Grafen von Nesselrode-Creschhofen ihren Namen erhalten.

Dr. W. G. in Altona. Daß Rüsse vor Vergiftung schützen sollen, ist ein alter Aberglaube; nach Plinius soll das berühmte Gegengift des Königs Mithridates aus zwei Nüssen, zwei Feigen, zwanzig Kautenblätter und etwas Salz bestanden haben.

C. S. in Str. Die Frage kann niemand anders als Sie selbst beantworten.

A. B. in C. (Rußland). Die Gedichte sind leider nicht druckreif; es fehlt ihnen an Originalität, auch die Form ist noch nicht tabellos.

C. J. in G. (Schweiz). Für uns leider z. J. unverwendbar; diese Gedanken sind schon zu oft dagewesen!

Frl. v. G. in Danzig. Unter „Trennsystem“ versteht man die Zahlung des Arbeitslohnes in Waren.

Kosmetik und Gesundheitspflege. R. N. Gegen rissige Hände, hervorgebracht besonders durch Arbeiten und Aufenthalt im Freien bei kalter Witterung, hat sich nach Steffen folgendes, in jeder Apotheke bezustellendes Mittel bewährt: 1 1/2 Gramm Menthol, 2 Gramm Salol, 2 Gramm Olivenöl und 50 Gramm Lanolin werden zur Salbe gemischt, mit der man täglich zweimal die Hände einreibt. Die Schmerzen sollen sofort abnehmen, die rissige Haut wird weicher und heilt rasch. — Gegen das Ausschlagen und Rotwerden der Hände haben wir unter „B. L. in B. z.“ auf Seite 343, Jahrgang 1889 des „Bazar“ ein von Geheimrat Professor Liebreich empfohlenes Mittel beschrieben.

L. E. in Bromberg. Zum Vertreiben der Warzen an den Händen empfiehlt sich das Abwägen mit konzentrierter Karbolsäure. Um die gesunde Haut nicht auch dabei anzuzühen, bestricht man dieselbe rings um die Warze mit Kollodium, seilt die Warze, soweit es geht, mit einer scharfen Feile (am besten mit einer sogenannten Hühneraugenfeile) ab und betupft sie täglich einmal mittelst eines zugespitzten Hölzchens mit Karbolsäure. Das Geächte wächst nicht mehr wieder, von Zeit zu Zeit hilft man mit der Feile etwas nach.

Wäsche, Garderobe und Schmuck. A. Schutt, L. a. L. Wenn die Stoffe nicht etwa die Farbe des Glacélebers bereits zerfört haben, lassen sich dieselben voraussichtlich mit Spiritus, dem einige Tropfen Salmiatgeist zugegeben werden, entfernen. Es wird das Gelingen indes ganz von der Art der Farbstoffe, mit dem das Leder gefärbt ist, abhängen. M. F. Kiel. Am besten werden echte Straußfedern chemisch gereinigt. Auf nassem Wege in folgender Weise. Zerfeinerte venetianische Seife wird mit kochendem Wasser in einem emaillierten Topfe eine Viertelstunde lang gekocht und mittelst eines Schaumbesens zu Schaum gerührt. Mit diesem Schaum feuchtet man die Federn stark an, zieht sie zwischen den Fingern hindurch und spült die Seife in lauwarmem Wasser fort. Man drückt dann das Wasser mit der Hand leicht aus, legt die Federn zwischen zwei feinen

Lächer, schlägt hierauf mit der flachen Hand das Wasser davon ab und zupft sie aus. Dann breitet man glühende Kohlen auf einem Herde unter einer gut ziehenden Esse etwas weit auseinander, streut gestoßenen Schwefel darauf, läßt die Federn an beiden Enden und hält sie etwas hoch über den Schwefeldampf, schüttelt sie oft durcheinander und fährt damit fort, bis sie trocken sind, wodurch die Federn wieder kraus werden und ihre schöne weiße Farbe zurückhalten. Zuletzt hängt man sie zum Austrocknen an einem warmen Orte auf.

L. K. in Wien. Rotweinflecke aus Wäsche entfernt man, indem man zunächst die betreffenden Stellen in einer Weinsäurelösung einweicht (etwa 1 Theelöffel voll auf 1/4 Liter Wasser) und sodann einige Minuten in eine Lösung von unterschwefligsaurem Natron von derselben Stärke legt. Dann wäscht man mit reinem Wasser gut nach und läßt einige Zeit wo möglich im direkten Sonnenlichte bleichen.

Haushalt und Küche. Hausfrau in St. Ihre Frage, ob der Händler verpflichtet ist, verdorbene Eier wieder zurückzunehmen, hat kürzlich durch die amtlichen Nachrichten des Reichsgesundheitsamtes ihre Erledigung gefunden. Es wurde dabei eine Anzahl gerichtlicher Entscheidungen mitgeteilt, welche den Verkauf verdorbener Eier mit Recht als einen „Verstoß gegen das Nahrungsmittelgesetz“ auffassen und auf Strafe gegen die Thäter erlangen. Dabei wird in allen Fällen auf Grund ärztlicher Gutachten von der Annahme ausgegangen, daß der Genuß verdorbener Eier gesundheitliche Schäden zur Folge haben kann, weil das bei der Fäulnis in reichlicher Menge gebildete übertriebende Schwefelwasserstoffgas eine empfindliche Störung in der Blutbildung veranlaßt. — Da es für Sie und alle anderen Hausfrauen außerordentlich wichtig erscheinen muß, die Frage, ob ein Ei verdorben sei oder nicht, schon auf Grund äußerer Kennzeichen mit Sicherheit bejahen oder verneinen zu können, so geben wir im nachstehenden einige Merkmale, die so gut wie untrüglich sind und sich beim Einkauf bewahren dürften. Die Schale guter Eier ist stets weiß oder weißgelb, die verdorbener von blaugrauer Farbe. Beim Schütteln eines verdorbenen Eies hört man ein eigentümlich schlürpfendes Geräusch, das bei guter Ware nicht wahrzunehmen ist; gegen das Licht gehalten, erscheint das verdorbene dunkel, undurchsichtig, während unverdorbene Eier einen mattgelblichen Schein zeigen.

Frau v. W. in L. Die Wm. Kiegersche Krystallseife ist durchsichtig, sie gibt ihrer Reinheit und Dauerhaftigkeit wegen als eine gute Toilettenseife. Hausfrau in N.-B. Sie lieben am besten Watterollen, Tuchstreifen oder Seiflanten die Fugen der Fensterrahmen.

Abonnettin in Dagenau (Els.) Sie müssen das Plättchen von Zeit zu Zeit mit gutem Salzwasser einreiben, um es vor Rost zu schützen.

Schach- und Spielkorrespondenz.

Frau Franz Schneider in Newyork, Kathinka Meister in Breslau, August Eintruf in Danzig, Agathe Leo in Wiesbaden, Heinrich Müller in Trief, W. v. Gollmann in Amsterdam, L. Dortu in Luzern, S. Ambrosius in Bremen, Louis Meyer in Berlin, S. Gubauer in Kratau. Nr. 301 richtig gelöst. **Frl. Nomi Falkenamer in Wels, Marie Verlan in Karlsruhe, Auguste Willmann in Würzburg.** Nr. 300 und 301 richtig. **Frau Franz Schneider in Newyork, Luise Karo in Berlin, Antonie Meister in Breslau.** Nr. 297 richtig. — **Freiherr v. Wächter in Stuttgart.** In Nr. 301 wird Nr. 1 K e 8 — o 7 durch L h 1 — d 5 widerlegt; alsdann ist kein sofortiges Matt möglich. **Frl. Marie Gohmann in Berlin und Ernestine Polowska in Wien.** Die Feinheit der Aufgabe Nr. 302 von Frau Waidt besteht darin, daß nach 1 T d 2 — e 2, K e 4 — d 5; 2 o 3 — e 4 matt geht, indem beide Springer gefesselt sind. **Frl. Martha von Winterfeld in Potsdam.** In Nr. 301 führt nur 1 L d 3 — e 4 zum Ziel. Auf K e 5 n. e 4 setzt 2 T a 3 — e 3 Matt. Auch kann kein anderer Vertreibungszug das Matt verhindern. **Herrn W. Marx in Lübeck, N. Altmann in Küntrin.** Ueber die Regeln des Schachspiels giebt das „Kleine Lehrbuch des Schachspiels“, Verlag von H. Neumann in Leipzig. Fünfte Auflage (Preis 1 Mark) ausführliche Auskunft. — Richtige Lösungen der übrigen Aufgaben: **Rüfel, Rebus** etc. erhalten von Frl. Theresie Stadler in Timelina (Oberösterreich), Frau Emma Weiß in Großboittar, Elise Brendl in Innsbruck, Karoline Kaufmann in Temesvar, Hulda Sander in Wien, S. C. in Leiternitz, Anna Bischofsheimer in Newyork, Margarete Ratiner in Mittlitz, Frau Marie Württer in Schwarzenthal, Herrn G. Sauter in Großboittar, S. Groll in Heidelberg, S. Mannheimer in Berlin, N. Velius in Regensburg, N. G. in Kolmar, N. Georges in Vorbeaug, W. Petersen in Hamburg und Herrn Apotheker S. Müller in Liegnitz.